

VII. Nordamerika / Kanada

New York is a maze of unorganized experiences peopled by the unexperienced – change is unavoidable.

Robert Rauschenberg

1. OKLAHOMA CITY bis TORONTO: Touring Scholar in Continental Thought

Sept.-Nov. 1981

18.9.81 — Wir fliegen über die Wolken der Sonne nach, bis 10 Uhr abends bleibt es hell. Wolkenbänke sind wie Schneefelder, sie verschwinden über Neufundland. Man sieht Lichter von Schiffen und Leuchttürmen. Im Flugzeug amerikanische Frauen in Hosenanzügen, etablierte Gattinnen mit entschiedener Miene, Männer mit karierten ‚Beinkleidern‘, Zahnstocher im Mund, Hände in der Hosentasche. Vorerst also das Bekannte.

21.9.81 — Ich bin wieder im Flugzeug. Zwei Tage NEW YORK liegen voraus. Simultaneität heterogener Eindrücke, wie hält man diese Vielfalt aus? Erfahrungs collagen mit partieller Ausblendung, Abstumpfung, Überdeckung? Eliot, Joyce oder Döblin als literarische Kronzeugen.

Erste Eindrücke von New York. Der Central Park ist belebt von umher hüpfenden, sich sonnenden Eichhörnchen, von Joggern und Reitern. In der Fifth Avenue patrouilliert eine Fritz Steuben-Parade mit erzkonservativer Folklore, Lederhosen, Blasmusik – eine robuste Selbstdarstellung, für Bayern wenig Neues. Bei Tiffany trifft man auf ältere Herren mit Goldschmiedeblick, unter diskreter Aufsicht, bei gedämpftem Licht, auf weichen Teppichen, ein Flair von Spielbank. Leicht schmalbrüstig erhebt sich die St. Patrick-Kathedrale, zwischen Wolkenkratzern. Schwarze bedienen kunstvoll und inbrünstig ihre Klangbecken, in denen Tonrauten markiert sind, ein metallenes Klingeln und Nachklingen. Ein Abendspaziergang führt über den Broadway. Am Times Square klettern Reklamefiguren die Hauswände empor wie imaginäre Fassadenkletterer. Die hiesige Malerei versucht mit Übersteigerung und Übertreibung dagegen anzumalen. Das Gedränge am Samstag abend riecht nach billigem Vergnügen.

Sonntag morgen im Park hinter der National Library stehen Schwarze herum und handeln mit Joints. Auf den Stufen der Bibliothek vollführt ein Puerto Ricaner einen Werbetanz. Auf der Fifth Avenue reihen sich Bücherstände aneinander wie Obststände, Schlangen stehen vor astrologischer Literatur, vor Enzyklopädien und populären Romanen. Mir begegnen seltsame Nationalismen: im Museum of Modern Art gilt Feinniger als Amerikaner, Kokoschka als Engländer. Auf dem Washington Square parodiert eine Studentenbühne Musicals. Ein schwarzer Missionsprediger kämpft mit dem Mikrophon gegen den Lärm an: *God loves you, he doesn't hate you*, er wird von einem baumlangen, irre lächelnden Schwarzen nachgeäfft.

Das Italienviertel um die Bowery herum macht einen sehr heruntergekommenen Eindruck mit überfüllten Müllkästen, streunenden Hunden, zerfallenden Häusern, zugemauerten Fenstern. In der Mulberry Street wird Kirmes gefeiert zu Ehren von St. Gennaro, Würfelspiele auf der Straße. Das Haus der Heilsarmee in

der Bowery Street ist von Menschen umlagert wie von Strandgut. In den Straßenläden der Orchard Street hängen Kleider über Kleider inmitten eines neapolitanischen Gedränges von Passanten. In die Häuser gelangt man über Stiegen, die aufwärts oder abwärts führen, hier wird verkauft, dort gewohnt. Feuerleitern klettern die Hauswände hinauf, als könnte jederzeit ein Funken überspringen. – Das angrenzende Judenviertel wird bestimmt von Rabbis mit schwarzen Hüten und knielangen Röcken, Jungen mit der Kipa, dazu Gespräche in einem Jiddisch-Englisch. Aus dem Osten Europas kommt solide Backware. Das koschere Fleisch wird inzwischen auch ökologisch gewürdigt. Unter den wiederkehrenden Namen taucht immer wieder Cohen in allen Varianten auf. In einem zweistöckigen Häuschen gibt es unten Kurzwaren, während oben der Dentist Dr. Silberstein praktiziert. Ein hohes Bankhaus trägt den jüdischen Namen Leumi, der in hebräischen Lettern vom Zwickel der Fassade herabschaut; unten befindet sich nun eine chinesische Kirche, während das Bankhaus zu einem Bankshop zusammengeschrumpft ist. Den jüdischen Namen entdecke ich später wieder im unteren Broadway nahe der Börse. – Das Judenviertel wird längst überschwemmt von Chinesen, Pagode steht neben Synagoge. Man sieht viel Rot in den Läden und chinesische Aufschriften an den Telefonanlagen, eine emsige, ruhige Geschäftigkeit, auf die Konfuzius freundlich lächelnd herabblickt. Von der Brooklyn Bridge fällt der Blick aufs untere Manhattan mit East River, Lagerhäusern und der Freiheitsstatue in der Ferne.

Am letzten Abend vor meiner Weiterreise speise ich chinesisch mit Frau Gurwitsch, der Witwe von Aron Gurwitsch. Sie spricht vom rechten, selbstbestimmten Sterben. Das Spruchbändchen auf meinem Dessert-Teller verkündet: *Better to travel alone than with a bad companion.*

21.9.81 — Meine erste Station ist OKLAHOMA CITY. Am Vorstadtflughafen begrüßt mich der sanfte Inder Mohanty, der die Landruhe gegen die New Yorker Hektik eingetauscht hat. Erneuter Sommereinbruch mit Grillenkonzerten. Man schreitet über teppichweichen, moosartigen Rasen, Grasduft steigt auf von bewässerten Flächen. Ringsum gedrungene Platanen mit grüngelben Blättern, rote Vögel mit möwenartigen Schreien, weiche Luft bei 30° Celsius.

Mein Vortrag, den ich hier und an den folgenden Stationen anbiete, knüpft an Husserls *Krisis* an unter dem Titel: „The Despised Doxa: Husserl and the Continuing Crisis of Western Reason“. Im Auditorium ein Schwarzer aus Brooklyn mit ruhigem Selbstbewußtsein: *I had good parents.*

25.9.81 — ST. LOUIS, diese Stadt im mittleren Westen wird beherrscht von dem gewaltigen Mississippi mit einer alten Eisenbahnbrücke, mit Schiffen am Ufer, die *Mark Twain* oder *Huckleberry Finn* heißen. Als Stadtportal dient der riesige Gateway Arch, eine Art Eiffelbogen. Verewigt ist darauf die amerikanische Geschichte mit mythisch überhöhten Erkundungsfahrten in den Westen bis an den Ozean, mit Geschichtsetappen wie der Auswanderung der Okies in

der Trockenperiode der 20er Jahre, dem Massaker am Wounded Knee von 1890 – eine kurze, plakativ wirkende Geschichte.

Hier halte ich meinen zweiten Vortrag. Das Gespräch am Abend kreist um das Problem der Geschichtsfremdheit, um Trends, die rasch wieder verschwinden: *forget it*. Ich erwähne Namen wie McCullers, Salinger, Updike – da kommt nahezu nichts. Man staunt darüber, daß zwei ankommende Pariser den Mississippi spontan mit dem Namen Mark Twain zusammenreimen. Es gibt Studenten, die jetzt mehr über Vietnam wissen – für wie lange? Ich plädiere für insulare Änderungen, *making sense* so wie man Obstgärten anlegt. Zur Lage der Religion: Einer rein individuellen, gefühlsseligen Religion ohne Geschichte und ohne institutio-nell vermittelte Symbolik fehlt es an Widerstandskraft.

Eine gastliche Geste: Mir wird ein Posterlaken mit der Ankündigung meines Vortags überreicht wie eine Kriegs- oder Friedensflagge. Gestern abend sah ich es schon von einem Balkon herabhängen, leicht erschrocken darüber, in einer fremden Stadt plötzlich dem eigenen Namen zu begegnen. Dies war also die letzte Station für einen Straßburger Emigranten wie Herbert Spiegelberg, mit dem ich nun Englisch rede, wenigstens äußerlich.

Was mir auffällt, ist der künstlich präparierte Alltag. Fruchtsaft aus Büchsen ohne Ende, kaum offene Obststände, außer in New York, dazu geschlossene Fenster und rauschende Klimaanlagen, Luft und Vitamine aus der Retorte. Ich treffe auf einen Kollegen, der keine Platanen kennt.

29.9.81 — Nun folgen zwei Tage an der PURDUE-Universität. Ich reise an mit einer Art Flugkutsche, als einer unter 18 Passagieren. Niedriger Flug mit Blick auf den Michigan-See, auf säuberlich abgegrenzte Ackerflächen und verstreute Farmen. Am Universitätsflughafen werde ich von Calvin Schrag begrüßt. Seine mennonitische Familie ist von Deutschland über Rußland in die USA eingewandert, der Vorname geht nicht auf den Genfer Reformator zurück, sondern auf einen amerikanischen Präsidenten. Er ist in Europa zu Hause, kennt Heidelberg, Merleau-Ponty und ebenso John Wild, einen der Begründer der amerikanischen Phänomenologie.

Ich wohne in einem Campus-Hotel, in dem alles zu finden ist vom Eßzim-mer, Ruheraum, Dienstzimmer bis zum Zeitungsstand. Auch am Sonntag ist alles geöffnet, einschließlich der Bibliothek, diese bis 1 Uhr nachts. Man ist hier zu Hause, ob Student oder Fakultätsmitglied. Man hat einen Sinn für *facilities*, allerdings gibt es keinen Alkohol auf dem Campus, etwas Puritanismus muß sein. Beim Mittagessen treffe ich Myrdene Anderson, die als Anthropologin bei den Lappländern in Norwegen Feldforschung betrieben hat und der die Rettung der Vierten Welt, nämlich der Welt ethnischer Minoritäten, am Herzen liegt. Wir kommen auf Carlos Castañeda zu sprechen, der einen Grenzfall darstellt. Bei den Jüngeren tauchen immer wieder die Namen von William James und Nietzsche auf.

Auf meinen Vortrag folgt eine lebhafte Debatte. Unter den vielen Kollegen sind auch solche mit analytischer Orientierung, keine Grabenkriege. Die Sache, um die es mir geht, nimmt Konturen an. Schrag: *It was marvellous how you handed the questions in a foreign language.* Dies ermutigt mich. Ich finde hier in der Tat mehr Gemeinsames als vielfach in Deutschland, wo Kant und der Deutsche Idealismus vieles blockiert. Fred Dallmayr ist von Notre Dame aus angereist, ein Hauch Bayern.

In der *New York Times* lese ich, wie Geschiedene mehr und mehr einen freundschaftlichen Kontakt aufrechterhalten, bis hin zu gemeinsamen Parties und Geschäften. *Social facilities?* Daneben in der gleichen Zeitung eine Stimme aus der älteren Moderne. Bernard Shaw erörtert die Möglichkeit, daß sich eine Beziehung, auch eine Liebesbeziehung, im wesentlichen in Briefen entfaltet.

30.9.81 — In ATHENS weiße Türmchen und Altane, Backsteinbauten in einem Flusstal verstreut, roter Ahorn und immer noch Grillengezirpe. Studenten gehen mit Rucksäcken zu ihren *classes*. Hier treffe ich auf Algis Mickunas, einen gebürtigen Litauer: witzig, lebendig, eine *wild phenomenology* praktizierend, aber mit genauen Kenntnissen. In einer Nachmittagsrunde äußere ich mich zum Verhältnis von Phänomenologie und Marxismus; den alten Konzepten von Totalität und Teleologie setze ich Differenz, Spiel und Überfluß entgegen. Auffällig viele Schwarze sind anwesend, auch solche aus Afrika, ferner eine Malerin, deren Eltern aus Litauen zugewandert sind. Dieses gemischte Amerika ist ein Amerika mit *Fallwurzeln*.

31.9.81 — In COLUMBUS, der Hauptstadt von Ohio, begrüßt mich Joseph Pilotta, ein junger Mann mit sizilianischen Großeltern, seine Frau mit polnischen. Die Universität hat 50.000 Studenten. Im Departement für Kommunikation, das nahezu völlig analytisch ausgerichtet ist, bleibt die Diskussion zähflüssig. Dafür treffe ich am Abend auf interessante Partygäste, darunter eine jugoslawische Tanzlehrerin aus London, ein litauischer Slawist, der Gustav Špet und die Anfänge des russischen Formalismus kennt, und ein Tibetkundiger, der mit Eliade zusammengearbeitet hat, Bruder eines Essener Klassenkameraden.

2.10.81 — Mit PITTSBURGH betrete ich das amerikanische Ruhrgebiet. Hier liegt das Zentrum der hiesigen Stahlindustrie, die Fabriken sind an den Flüssen verstreut. Ringsum erheben sich bewaldete Hügel, aber weitläufiger als etwa in Stuttgart. Diese amerikanischen Mittelstädte lassen mehr freien Raum als ihre deutschen Pendants. Die Stadt zählt 1 Million Einwohner. Die City ist ein Kleinmanhattan. Ich wohne im vornehmen William Penn-Hotel, das Publikum ist sehr gemischt, neben Fußballdress sieht man lange Kleider. Die Stadt war einst eine Arbeiterstadt mit Arbeiteraufständen, heute herrscht Ruhe an dieser Front, bei 14 Tagen garantiertem Urlaub.

Abends spielt das namhafte Symphonieorchester ein Konzert von Bartók. Die Konzerthalle wurde vor zehn Jahren wiederaufgebaut mit Goldgefunkel,

Lüstern und roten gerafften Vorhängen im Stil der Wiener Oper. Es fällt schwer von Imitation zu sprechen, wenn ein Stil zur Regel wird.

Die Duquesne University liegt auf einem stadtnahen Hügel, Gründung des Hl. Geist-Ordens, ein Mekka der amerikanischen Phänomenologie. In der gepflegten Bibliothek befindet sich der Nachlaß von Erwin Straus und demnächst der von Aron Gurwitsch. Hier lehren John Sallis, Kenner von Platon, Kant und Husserl, Amadeo Giorgio, der die phänomenologische Ausrichtung in der Psychologie hochhält, und Lester Embree, Schüler von Aron Gurwitsch, der meine Tour betreut.

3.10.81 — Wir besuchen Pitt Fort an der Inselpitze des Golden Triangle. Das frühere Fort Duquesne bewahrt Spuren von Kämpfen zwischen Franzosen und Engländern, die bis ins 18. Jh zurückreichen. Abends fahre ich mit Lester Embree auf die Höhen. In der Nähe liegen die Heights of Stupidity, wie die University of Pittsburgh von den Nebenbuhlern aus Duquesne spöttisch genannt wird. Wir kehren ein in einem syrischen Restaurant mit leichten Gerichten und rotkarierten Decken, den Wein darf man mitbringen. Embree stammt aus Kalifornien, er pocht auf strikte Identität. Seine Frau, Archäologin aus Honduras, ist flexibler; sie arbeitet für Bautrupps, denen laut Bundesgesetz Leute mit Suchschiffen vorausgehen müssen. Dazu ihr Mann: „Wir haben nicht so etwas wie ein 19. Jh.“ Es fällt mir schwer, diesen dauernden Neubeginn nachzuvollziehen. Der Rückkehr zu den Wurzeln führt schnell zu konservativen Mythen, also lässt man es lieber. Käme es nicht eher darauf an, der Vergangenheit Zukunft zu entlocken?

4.10.81 — Der Sonntag morgen beschert religiösen Wild West. Im TV beschwört ein finsterer, zerknitterter Prediger mit Bibelzitaten das Ende der Welt und der Menschheit. Ein Wander- und Missionsprediger zieht alle Register der Rhetorik, rote Kirmesblume im Knopfloch: *God is victory... he is present in you*. Wiederholungen werden verstärkt durch den pistolartig vorschließenden Zeigefinger, am Ende Heilungsversuche. Unglaublich schlichte Gesichter prägen diese „Special Holy Ghost Rally Service“, dazu das Angebot der „Holy Bible on Tapes“ für 500 \$ (*hebrew read by x y*). In der Kuppelkirche zwischen den Fabriken geht bei den österlichen Gesängen der ukrainischen Baptisten weniger spektakulär zu.

Mittags fahre ich mit dem Greyhound zum PENN STATE COLLEGE, einer akademische Oase. Es geht vorbei an flammendem Ahorn und gelben Platanen. Nach einem abendlichen Gang über die Golfwiesen verbringe ich die Nacht in einem Inn, das im Neuen Kolonialstil gehalten ist. Die Ostküste rückt näher, am Horizont die Ketten der Alleghanies.

Hier finde ich ein ausgewogenes Departement mit halb europäischen Kollegen wie Kockelmans, Lingis, Flay und Sebohm. Von letzterem, einem Deutschen aus der Mainzer Schule, werde ich den halben Abend über förmlich ok-

kupiert. Er ist sachkundig und gescheit, verwandelt aber jede Frage in ein Ge- wissenswirr von Fragen. Eine Studentin versucht mich aus dieser Zwangslage zu befreien: *you must feel trapped in your armchair*. Mein Kontrahent versichert mit gewissem Recht, daß Matadoren wie Heidegger, Nietzsche und Gadamer in der hiesigen Szenerie unverständlich bleiben, da man hier nicht gegen eine Geschichtsversessenheit anzukämpfen habe. Aber soll man Hiesige deshalb auf Quine und Kripke festnageln und ihnen Kuhn, Feyerabend oder Rorty mißgönnen? Ganz zu schweigen von ‚kontinentalen‘ Alternativen.

8.10.81 — VILLANOVA ist nochmals eine katholisch geprägte Universität, wo Jüngere sich mit Hilfe von Heidegger und Merleau-Ponty von rigidem Denkmuster zu befreien suchen. Immer wieder wird das Gespenst des Relativismus beschworen, als seien es Relativisten gewesen, die gestern Sadat umgebracht haben. Komplimente klingen hier so: *We felt relaxed with you*. In Valley Forge stoßen wir auf Spuren der Gründergeschichte. In dieser wunderbaren Parklandschaft stand das Winterquartier von Washington, nachträglich ausgeschmückt mit einer Kapelle in französischer Gotik und einem imperialen Triumphbogen. Nun sitze ich bereits im Amtrak nach New York.

8.10.81 — Zum zweiten Mal in NEW YORK, Einfahrt durch Tunnel, Ausstieg bei meinem Hotel am Gramercy Park in einer distinguierten Umgebung. Der kleine Park ist nur mit einem eigenen Schlüssel zugänglich, gleich nebenan steht das Geburtshaus von Roosevelt. Mein Vortrag an der New School ist nur mäßig besucht. In der zähflüssigen Diskussion klammert man sich an Namen, statt an Sachen. Vielleicht hat das bevorstehende jüdische Neujahrsfest einige abgehalten.

9.10.81 — Abends bin ich zu Gast bei Reiner Schürmann und seinem kanadischen Malerfreund. Die Wohnung ist eine ehemalige Weberei, in der einst mexikanische Arbeiterinnen tätig waren, Räume mit Holzdielen und hohen Decken. Schürmann hat etwas von der herrischen Attitüde von jemandem, der sehr früh in Amt und Würden gekommen ist. Er fragt mich, ob ich gern einmal an der New School unterrichten würde, Frau Gurwitsch rät gänzlich ab. *A dying school*, so sieht sie es, geboren aus einer Situation heraus, die nun vorbei ist.

10.10.81 — Ich nehme den Bus zu den Cloisters im Norden der Stadt. Die Tepiche mit der Einhornjagd sind ein Pendant zu jenen im Pariser Musée Cluny. Sehr uneuropäisch wirkt die völlige Rekonstruktion der Kreuzgänge, das Fragment aus Autun gleicht einer Reliquie. In den Gärten wachsen Kräuter und Quittenbäume. Im Hintergrund sieht man den Hudson River, die Washington Bridge und die Waldufer von New Jersey. Man spürt den Einbruch des Meeres in die Stadt, wenn man quer durch die Seitenstraßen blickt, und vollends, wenn man sich den Inselspitzen nähert. Manhattan erscheint wie ein Felsen, den das Meer zurückgelassen hat. Am Mt. Washington stehen efeubewachsene

Steinhäuser mit Fachwerk. Hier war einst das deutsche Viertel, man sieht immer noch Männer mit Federn am Hut. Hier irgendwo muß Christin gewohnt haben, als sie sich in Amerika aufhielt.

Beim Abschiedsabend legt mir Frau Gurwitsch ihren ‚Adoptivsohn‘ Alexandre ans Herz; sie, die selbst nie Kinder hatte, strahlt etwas Mütterliches aus. Politisch ist sie sehr entschieden, begrüßt unsere Friedensbewegung. Anhänger von Reagan sucht man in diesem Milieu vergebens. Als Emigrantin hatte sie kein leichtes Leben, doch ist sie frei von jeder Wehleidigkeit.

11.10.81 — Heute, Sonntag, steige ich auf den Turm des Empire State Building. Überwältigend ist dieses Häusermeer, ringsum das blinkende Meer mit Booten und Schiffen. Manhattan wirkt selbst wie ein hoch beladenes Schiff. – In den Muschelgängen des Guggenheim Museums wird eine Sonderausstellung mit russischen Formalisten gezeigt. Nach allem, was danach kam, bleibt es staunenswert, wie die Kunst vom revolutionären Feuer erfaßt wurde, wie sie Schrift und Bild zusammenführte, bevor Stalin mit seinem Gefolge das Feuer zum Erlöschen brachte. – Am nördlichen Rand des Central Parks wage ich mich etwa 200 m weit auf Harlemer Gebiet vor und kehre zurück, als ich in den herumstehenden Gruppen kein weißes Gesicht mehr sehe. Bei der Rückkehr auf die Fifth Avenue stoße ich auf Hispanoamerikaner, die mit viel Tanz und Folklore ihre Parade abhalten und ein kämpferisches Transparent mitführen: *No a la Junta asesino*.

Abends treffe ich mich zu einem Fischmahl mit Bernard Flynn, seiner Frau Judith und Claude Lefort. Dieser tritt auf mit einer typisch französischen Habitus, in den Fremdes nur mit Mühe eindringt. Er zeigt sich reserviert gegenüber Foucault und Derrida, doch der Geist von Merleau-Ponty, den er im Lycée Cournot zum Lehrer hatte, ist gegenwärtig: *Il était remarquable*.

14.10.81 — In BOSTON bin ich im Boston College zu Gast, wo Gadamer ein- und ausging und auch Ricoeur wohlbekannt ist. Ich treffe auf Richard Cobb-Stevens, der Brücken schlägt zu James und Wittgenstein. Abendempfang in seinem Haus mit Dachbalken und Fensterfronten mitten im Wald. Am anderen Tag fahre ich nach Carlisle, dem Geburtsort des Unabhängigkeitskrieges, wo das Geburtshaus von Emerson steht, und mache einen ersten Besuch in den Boston Commons, entdecke die diskrete Eleganz der Stadt. Die Küstenlinien entlang fliege ich weiter nach Kanada.

15.10.81 — In den Lautsprechern erklingt nun neben dem Englischen das Stakkato des Frankokanadisch. Empfangen werde ich in OTTAWA von Th. F. Geraets, einem etwas trockenen Niederländer, aber einem ausgezeichneten Kenner des frühen Merleau-Ponty. Ich wohne im Hotel Lord Elgin mitten in der Stadt. Gegenüber liegt der Parlamentshügel, viktorianisches Mittelalter, drunter der breite Ottawa-Fluß. Der historisierende Prunk bildet eine Gegen gewicht zu dem zupackenden Amerikanismus. David Carr bemerkt, daß man Kanada mitunter mit Skandinavien vergleicht: solider, gesicherter, aber auch

etwas langsamer als die USA. Carr, ein Amerikaner, der hier lehrt und den ich von München her kenne, ist die Solidität in Person. Er verfügt über breite Geschichtskenntnisse, singt im Stadtchor und spricht mühelos Deutsch.

Am Nachmittag halte ich meinen Vortrag, der sich im Café fortsetzt. Bei den Kanadiern ist ein religiöser Hintergrund erkennbar, der Widerstandskraft verleiht, aber auch traditionelle Klischees nährt: *Everything gets empty without an ultimate goal* etc. David Carr, dem eine ausgezeichnete Übersetzung der *Krisis* zu verdanken ist, versteht seinen Husserl, versucht aber nun sein Interessenfeld auszudehnen auf narrative Geschichtstheorien im Stile von Ricoeur.

17.10.81 — Abendflug nach TORONTO, unten der St. Lorenz-Strom und der Ontariosee. Das Land wirkt, von oben gesehen, ganz und gar verflüssigt. John O'Neill empfängt mich in seinem Haus am Strand, helle, aufgeweckte Kinder. Der Zehn-jährige fragt: *Why have we only five senses, why is thinking not a sixth sense?* Seine Schweizer Frau bemerkt beiläufig, in ihrer Familie gebe es Fälle von Telepathie, sie und ihrer Bruder verstünden wechselseitig ihre Gedanken zu lesen. Spielt die Abgeschlossenheit einer Lebenswelt eine Rolle wie auch in Westfalen oder in Schottland?

Mein Abendvortrag findet statt in einem Kreis gut geschulter, problembewußter Soziologen, der um John O'Neill herum entstanden ist. John verkörpert besutes Europa, Raffinesse in den Details, Sinn für Zwischentöne, dazu ein recht britischer Humor. Er stammt aus einem London Suburb, ist mitgeprägt vom Appenzeller Land seiner Frau und frei von den Nadelspitzen des Ehrgeizes und dem Who-is-Who-Getue der akademisch Ambitionierten. Er ist stark in der Ablehnung, doch wie ein Handwerker, der Pfuschwerk nicht ausstehen kann. Ich kenne ihn seit Dubrovnik. Er hat sich ein gutes Gedächtnis bewahrt, das eine nicht geringe Voraussetzung für Freundschaft darstellt. Ich verstehe mich mit ihm wie mit jemandem, bei dem man nicht alles ganz genau wissen möchte, bei dem aber der Ton nachklingt. Erotische Flammen, aber es fehlt alles Frivole. Frau Gurwitsch erinnert sich daran, daß er dabei war, als ihr Mann starb.

Wir sprechen über Phänomenologie auf amerikanischem Boden. John läßt nur wenige gelten. Den Rest unterteilt er in Entrepreneure und subalterne Geister. Dabei unterschätzt er meines Erachtens die Funktion einer ‚normalen Wissenschaft‘, die solides Wissen vermittelt und ausgemachte Einfälle ermöglicht. Selber neigt er zum Einzelgängerischen. Unser Gespräch endet beim TV als einem technologisch-transzendentalen Ego, das eine künstliche Wirklichkeit erschafft. Eine Hand legt sich auf die Bildscheibe: *Touch it and you are healed*. Oder der schlichte Glaube an das Studio-Wetter bei einem Rundfunkteilnehmer, der sich nur zögernd auf seine Sinne beruft: „Aber unser Wetter ist nicht so.“ Man möchte frei nach Kant raten: „Habe Mut, dich deiner eigenen Sinne zu bedienen“. John plädiert für eine interne Unterwanderung des Systems durch hinterlistiges Mitmachen, durch Verfremdung der Technik. Ich verteidige den Ausstieg,

wehre mich dagegen, mich mit Bildern vollstopfen zu lassen. Doch dies ist ein Problem der seelisch-leiblichen Ökonomie. John bemerkt über die Leute hier: *They are terribly open.*

18.10.81 — Toronto begegnet mir als modern sanierte Großstadt. Phantasien in Glas, worin sich der Himmel und die Nachbarbauten spiegeln, Durchblicke in die Eingeweide der Bauten, ständig changierendes Environment. Ein polnischer Jude hat eine Reihe von Restaurants eröffnet: weiße Bauten, Kirchenfenster an den Wänden der Bars, Jugendstil, ein phantastisches Stilmix. Yorkville präsentiert sich als kanadisches Schwabing, nur eleganter. Kleine rote Backsteinhäuser sind umgebaut in Galerien, Boutiquen, Restaurants, Kaufpassagen – sauber wie in Skandinavien.

Nachmittags trinken wir einen Abschiedstee in einem englischen Inn, am Wege Obstläden mit Riesenkürbissen, ein mächtiger Regenbogen auf dem Heimflug.

2. NEW YORK: Hannah Arendt-Symposium zur Lage des Marxismus

April 1982

11.4.82 — Sprung vom österlichen München ins Allerwelts-New York. Hotel Empire, Zimmer Nummer 1007, gegenüber das Dante-Denkmal, das vieles verheiñt.

Am nächsten Morgen habe ich im Central Park eine seltsame Begegnung. Ein New Yorker mit Baskenmütze und leicht indianischen Zügen spricht mich an angesichts eines exotischen Apfelbaums. „Wenn Sie nächste Woche noch hier sind, werden Sie ihn blühen sehen. *Good luck, Sir.*“ – Auf der Straße laufen Menschen umher mit Kopfhörern, nach außen abgeschirmt, nur das innere Außen bleibt, aber auch dieses ist fabriziert. Ich komme mir vor wie jemand, der unter anthropoiden Schaltieren lebt. Doch da ist auch ein Schwarzer, der auf einem Bahnsteig mit seinem Jungen musiziert; er spielt auf einer großen Wanne und singt dazu, der Kleine imitiert ein Schlagzeug, das aussieht wie ein Schneebesen. Beifall mittags um 1 Uhr. Die gemeinsame Versunkenheit in Musik bildet einen Kontrast zum ausufernden Schaugewerbe. – Hilfsbereitschaft im Großstadtdschungel. Man wird an den richtigen Platz gebracht, manchmal von mehreren. *You are welcome*, Augenblickkontakte wie auf hoher See, dann geht jeder wieder seinen eigenen Weg. Es gibt ungeschriebene Gesetze für Seenot im Alltag. – Zum Alltag gehört der Kulturverschleiß. In einem Schaufenster wirbt man mit dem Gänselfieschen, in einem anderen mit einem verpoppten Van Gogh. Alles kann zur Reklame werden, es kommt nur auf den Blickwechsel an. *A rose is not a rose is not a rose....* Immer wieder stößt Unpassendes aufeinander: Billigläden neben vornehmen Haustreppen, intime Gärten zwischen Wolkenkratzern, eine

Synagoge mit orientalisch verschlossener Fassade, Glühbirnenkitsch im Central Park und auf den Straßen Kutschen neben gelben Taxen und aufheulenden Notwagen.

14.4.82 — Heute, mittwochs, ein Tour d'horizon durch New York, man sollte eine Stadt mit einem Schluck zu sich nehmen, um die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen annähernd zu realisieren. So lautet die Idee des irischen Homer in seinem *Ulysses*.

Durch den Central Park laufe ich zum Metropolitan Museum. Dort wird eine Kostümausstellung „Die Frau im 18. Jh.“ gezeigt, arrangiert nach allen Regeln der Kunst, unterstützt von Experten aus Kyoto. In der normalen Sammlung besuche ich Goya, Courbet, Manet, Cézanne, Stabilisatoren der Moderne nach dem Motto: Es genügt nicht Eindrücke zu haben. Auf den Stufen des Museums kopiert ein Marcel Marceau Szene für Szene Passanten, Photographierende, Essende derart, daß das Original sich in eine Kopie verwandelt. – Fahrt zum Village. Auf dem Washington Square führt ein Spaßmacher homerische Schimpfkanonaden auf, von Beifall und Gelächter unterbrochen. *What shall I talk about?* Seine Partnerin ist eine junge Schwarze aus Harlem. Die Sprache ist derart offen, daß einem das Wort ‚obszön‘ nicht einfällt. Vier schwarze Kartenspieler mischen Karten wie mit Magnetfingern, Zehn-Dollarscheine als Einsatz. – Weiter zur Lower East Side. In der Bowery Street häufen sich schwarze Müllsärge, in der Orchard Street flattern Kleiderfahnen, die China Town ruht in sich, wie durch eine innere Mauer abgeschirmt. – Durch den Wallstreet-Distrikt stolzieren Männer in Anzug und Weste mit Aktenkoffer, smarte Gesichter, ringsum Geldburgen. In die Häuserschluchten zieht früh die Dunkelheit ein. Im Battery Park gehen um 7 Uhr die Lichter an, auch an der Freiheitsstatue, die Liberty mit roter Fackel und grünem Licht um ihr Haupt. Rasende Heimfahrt mit dem Ferryboat Express, schüttelnde, rasselnde Gespensterbahnen.

15.4.82 — Morgens im Central Park, meinem Hauspark, spricht mich ein Schwarzer an, spricht für sich hin: *When you know that... mean... basically... starving for hunger*, formelhaft, seine schmalen Bluejeansbeine betastend, *three weeks only water*, er lebe downtown im Hotel, sei gelernter Maler. Ich drücke ihm das Nötigste in die Hand für einen Hamburger und einen Kaffee. Er nimmt dies entgegen mit der Bemerkung: *I'm not a beggar*. Zähes Elend gleich um die Ecke der Fifth Avenue.

16.4.82 — Gestern begann das Symposium zum Thema „Wither Marxism?“ Verwelkt, verdorrt der Marxismus? Sehr beeindruckend fand ich Cornelius Castoridis. Ein solch überzeugter griechischer Heide ist mir sonst nicht begegnet. Sterblichkeit und Kreation gehören für ihn zusammen. Es liegt jedoch eine gewisse Ironie darin, daß die alten Griechen gerade keinen Schöpfungsakt kannten, der Demiurg ist doch nur die personale Einkleidung einer unpersönlichen Ordnung. Die Schöpfung stammt aus der jüdisch-christlichen Tradition, die Castoridis

selbst als eine Erfindung betrachtet. Also Erfindung der Erfindung? Er ist ehrlich genug, eine gewisse Verlegenheit zuzugeben, wenn es darum geht, Kreation ohne Relativismus zu denken. Eine überzeugende Antwort konnte ich nicht entdecken. Er ist jedenfalls ein Verteidiger der Demokratie, der darauf verzichtet, sich links oder rechts abzusichern. Was mir ein Rätsel bleibt, ist die Frage, warum er sich so intensiv um russische Rüstungsdaten und Überlebenschancen kümmert. Ist dies die Kehrseite einer radikalen Mortalität?

17.4.82 — Freundliche Erlebnisse am Rande. Ich gehe in die Zentralbibliothek der New University und passiere beim Hinausgehen eine Kontrolle mit Drehkreuz. Der Aufseher fragt mich: „Haben Sie ein Buch aus der Bibliothek?“ Ich verneine dies. *I believe you*, so verzichtet er darauf, meine Tasche zu kontrollieren. – Ich setze über nach Staten Island, da taucht plötzlich die Sekretärin eines Kollegen auf; sie kommt von einem Tanzkurs, einem Lebenstraum, den sie nie ganz aufgegeben hat. – Es ist Samstag abend, ich gehe einkaufen am Times Square. Der Verkäufer ist ein Ägypter, der in Österreich deutsch gelernt hat, nun Computertechnik studiert und mir alles so liebevoll einpackt, als sei ich im solidesten Schwabing.

18.4.82 — Sonntag morgen sitze ich im Central Park am Ufer des Lake und studiere das Platon-Buch von John Sallis. Er entfaltet eine beachtliche Lese-kunst und versucht hinter den Platonismus zurückzugehen auf einen Platon, der selbst auf der Suche ist.

Am Rande von Harlem, in der Kathedrale oberhalb des Morningside Parks, geht es sehr britisch zu. Ein Chor von Sängern in roten Gewändern und Blue-jeans singt eine Messe von Baird, Gesänge von Purcell und Britten. Kräftige, warme Händel-Stimmen, mal triumphal, mal einschmeichelnd, aber weder opernhaft noch fromm-verhalten.

Abends bin ich bei Frau Gurwitsch in der oberen West End Avenue. Es fängt lebendig an, endet aber im akademischen Treibsand und bei der Sorge um den Erbsohn Alexandre Métraux, der großen Hoffnung ihres Mannes. Auf dem Tisch liegt ein Buch über die jüdische Bibel, Einstimmung auf das Rätsel des Todes? Verhaltener Abschied, man weiß nicht recht, ob man sich wiedersehen wird.

19.4.82 — Heute nehme ich mir einen Brooklyn-Tag, fahre nach Brighton. Neben den Hochgleisen der Bahn sind die Straßen gesäumt von einstöckigen Läden, mit russischen und jüdischen Aufschriften wie eine verlagerte Krim. Ich kaufe Gebäck österreichischer Art bei zwei Männern, die seit acht Jahren hier leben, aber immer noch gebrochen englisch sprechen. *Are you communist?* fragen sie vorsichtig. Auf meine Gegenfrage, ob sie gern in diesem Land sind, antworten sie: *We love it.* Verabschiedet werde ich mit einem hebräischen Segensspruch. Erstaunlich, wie leicht man sich hier anspricht und natürlich auch wieder gehen läßt. Dazu mag beitragen, daß sich fast alle halbwegs als Fremde fühlen. Es ist ihre Stadt, aber eine, die täglich neu aufzuführen ist wie eine *ac-*

tion town. – Anders geht es zu auf den Brooklyn Heights im Süden der Halbinsel. Dort gibt es gepflegte Wohnstraßen, die Häuser in warmem, dunkelbraunem Sandstein, wie von Canaletto gemalt. Ich stoße auf alte *mews* mit winzigen Kutschhäuschen, bunt bemalt und efeubewachsen. Schließlich die Flussstraße mit Blick auf Manhattan, am Ufer mächtige Frachter und Hafenkräne. Die Sonne geht unter über New Jersey, Manhattan leuchtet auf mit Schachbrettern aus Lichtern. Ich kehre nach Manhattan zurück über die Brooklyn Bridge, die mit ihren schwingenden Drahtseilen an eine Schiffstakelage erinnert. Die Holzplanken zittern unter dem dröhnenden Verkehr.

20.4.82 — Auf dem Columbia-Campus höre ich Klagen eines Studenten, der sich über die begrenzten Horizonte des Studiums ausläßt. Deutsch kann er natürlich nicht lesen, von anderen Sprachen ganz zu schweigen. Wir stehen vor einem Bücherregal mit Büchern von Randell. *This is very clear*, dies scheint ihm das Höchste an Lob. Liegt darin nicht ein *Puritanismus des Denkens?* Unklarheit bedeutet Sumpf, Untiefen, läßt aber auch Raum für gleitende Übergänge. – Zum Lunch treffe ich Arthur Danto. Er ist witzig, schnell fertig mit dem Urteil: Zu Derrida bemerkt er: *We are friends*. Zu Merleau-Ponty: „etwas touristisch“, für das, was Sartre genial auf einer Seite formuliert, braucht er ein ganzes Buch; dabei verwechselt er *Sens et non-sens* mit *Le visible et l'invisible* und erklärt Merleau-Ponty zu einem Idealisten. Lacans Subjekttheorie glaubt er in der analytischen Philosophie wiederzufinden. Oberflächliche Urteile, vorgetragen mit einer Mischung aus Arroganz und Ignoranz. Dabei ist er auch nachgiebig, aber nach zu vielen Seiten hin.

Es zieht mich aus der Columbia-Höhe hinunter in die 125th Street. Ich gehe einige Schritte nach Harlem hinein und laufe hindurch bis zur Third Avenue, wo die Hafengegend beginnt. Dabei gerate ich in eine höchst geschäftige Straße: Läden, Straßenauslagen, Gebetshäuser mit Ankündigungen, ausgehängt wie Speisekarten, darunter nicht wenige Pfingstgemeinden, dazu ein Bibelladen, ein Stundenhotel, ein Black Theater. In den Seitenstraßen stehen elegante oder einst elegante rote Sandsteinhäuser mit Straßentreppen, wie man sie in vornehmen Vierteln findet. Schilder gebieten: *Don't sit on the steps*, eine leicht ironische Floskel, falls die Stufen das einzige sind, was von dem Haus geblieben ist. Man sieht leere Fensterhöhlen, in sich zusammensinkende Hausleichen, die niemand wegräumt. Es folgen eintönige Klinkerbauten, die Harlem einsäumen.

Ich fahre mit dem Bus zurück bis zur Frick-Galerie, einem veritablen Gesamtkunstwerk bis hin zu den Böden, Wänden und Bilderrahmen, die fast zu schön sind. Meine besonderen Vorlieben: Vermeers Interieurs mit Briefen, Landkarten und halboffenen Fenstern, Zeichen der Ferne in der Nähe, dazu zwei hell leuchtende Pastelle von Turner, Goyas Schmiede, Rembrandts polnischer Reiter, Chardins Frau mit dem Vogelkäfig.

Abends spricht Yves Bonnefoy in der Maison française. Er betrachtet den Kubismus als Versuch, die klassische Ordnung in der Strenge der *Komposition* zu wiederholen. Die Bedeutung der neuen Collagen bestünde darin, daß die Dinge im Bild selbst Platz finden. Natur bedeutet für ihn einen *excès*, den die Sprache nie gänzlich einholt. In diesen Grenzbereich plaziert er Rimbaud, Mallarmé und Apollinaire, wobei letzterer sich vom Kubismus entferne, da diesem die Inkonsistenz der Erfahrung entgleite. Bei Delauney werden dann offene Formen erprobt. Dieser souveräne Gang durch diverse Ordnungsentwürfe der Künste nähert sich einer Phänomenologie der Erfahrung.

Nach dem Vortrag spricht mich eine Lettin an, mit gedämpfter Stimme und einem Anflug von Verfolgungswahn. Sie beschwert sich darüber, daß Columbia von Juden regiert werde, daß sie als Einwanderer einst wöchentlich einen Dollar bekam, während heute 150 gezahlt würden. Eine Frau, die von ihrer schweren Vergangenheit nicht loskommt? Kein rassischer Antisemitismus, aber Anti-Judentum als Rettungsanker? Sie zeigt mir ihre *card* mit allen *degrees*. Um einen Gang mit ihr ins Café drücke ich mich.

21.4.82 — Heute besuche ich wieder STONY BROOK. Mich empfängt Don Ihde, ein resoluter Workman, der sich seine Häuser selbst baut. Abends findet ein Seminar über Derrida statt. Unter den Teilnehmern ist Robert Bernasconi, Engländer aus Essex, scharf geschnittenes Gesicht, leichte Verwandtschaft mit Stefan George, höchst distinguiertes Sprechen, Silbe für Silbe. Ich merke, wie wenig ich selbst einen Schlüssel für Derridas Rätselspiele habe. Anwesend ist auch Dick Howard, an den ich mich von Schwäbisch Hall her erinnere. Er warnt vor einer *deculturation*, empfiehlt Meinecke und Droysen statt Foucault. Vielleicht ist einiges daran, vielleicht fühlt er sich hier in Amerika von zuviel Exotik umgeben. Unterwegs lese ich in den Tagebüchern von Sylvia Plath.

22.4.82 — Morgens bin ich wieder in den Cloisters bei den Einhornteppichen. Die Szenen sind recht vieldeutig: teils Passionsgeschichte, teils Heiratsgeschichte, überall eingestreut das rätselhafte A, die Geschichten untermauert von Fauna und Flora. Die mittelalterliche Ordnung, die hier sichtbar wird, ist vielgestaltig und doch wohlgeordnet, dasselbe wird immer wieder neu moduliert. Die Nostalgie, die vom Mittelalter ausging und Romantik, Nazarener, Ruskin oder Novalis in ihren Bann zog, läßt sich so verstehen. Einige Figuren aus Burgund oder der Auvergne zehren von dieser Handschrift, die anonym bleibt.

Nochmals fahre ich nach Harlem, diesmal zum Morris-Jumel Mansion. Gebaut wurde es im tiefen 18. Jh. Während des Kampfes um die Harlem Heights diente es Washington als Standquartier, später erwarb es ein französischer Weinhandler. So steht dieses weiße Haus da voller Geschichte. Ich wandere südwärts. In der Convent Street zeigt eine vornehme Farbige ihrem Freund, wo sie geboren wurde. Das City College ist umgeben von einem regen Schulviertel. Ich lasse mich von einem Schülerschwarm mitziehen ins tiefer gelegene Harlem. Die Pas-

santen erscheinen so unterschiedlich, daß es schwer fällt einfach von Schwarzen zu sprechen. Da sind höchst elegante Frauen, Schulmädchen mit Spitzenunterrock und Schleife im Haar, daneben Herumstehende, Herumhängende, durchweg männlich, manche sehr gerissen aussehend.

In der Columbia University redet ein Professor aus Michigan über eine „Non-cognitive conception of rationality“. Zum Gähnen langweilig. Beispiele wie aus dem Beichtspiegel, reine Kasuistik: *jump or jump not*. Diese formalistische Art von analytischer Philosophie endet bei bloßen Fingerübungen. Abends im Barnard College gerate ich in ein Symposion über Sylvia Plath mit Erica Yong und Nancy Milford, witzig, engagiert, mitteilsam, leger (doch muß man die Füße auf den Tisch stellen?). Ich bin fast unter lauter Frauen und realisiere, wie es umgekehrt sein muß. Sie sprechen über ihre Erfahrungen als Schwarze, als Ausgeschlossene, die sich ihren eigenen Raum schaffen. Solch eine Umkehrung ist wohl zu akzeptieren, aber nicht als letzte Stufe. Eigentlich ist es unsinnig, bei Poesie *zuerst* an das Geschlecht zu denken. Im Bus auf den Washington Heights sitzt eine Schwarze mit den *Dubliners* in der Hand.

23.4.82 — Den Abend verbringe ich mit Reiner Schürmann, seinem kanadischen Freund und Wiggins mit seiner Frau. Letzterer entpuppt sich als Fachmann in Sachen Jazz. Wir gehen in einer Sitzung der „Blue Note“. Es spielen ein fingerfertiger Bassist, ein Schlagzeuger, ein Pianist, ein Saxophonist und ein Trompeter. Man spielt sich Rhythmen zu, plötzlich ziehen alle sich zurück, öffnen Raum für Soloeinlagen, stimmen erneut ein wie nach einer klassischen Kadenz – eine große Kunst der Improvisation, die man sich ähnlich für unsere Kolloquien wünschen möchte. Das Paradox liegt darin, daß die Improvisation eingespielt, eingeübt ist, kein Spiel ohne Regeln, sondern ein Spiel mit Regeln. Die Im-provisation enthält durchaus etwas von ‚Provision‘, nur keine ausdrückliche. Man bleibt im Zeitmodus der ‚Protention‘, wie Phänomenologen dies nennen.

24.4.82 — Eine mühsame Busfahrt führt mich in die South Bronx an eine Straßenkreuzung mit Billigware, heißen Oldämpfen, spanischen Aufschriften, alles noch extravertierter als in Harlem, aber auch abgesunkener. Schwarze, so scheint mir, gehen nicht eigentlich aus sich heraus, *sie nehmen den Raum ein*, sind draußen bei sich. Unsere europäischen Unterscheidungen von Intimität und Öffentlichkeit stoßen hier an eine Grenze.

Ich schaue in das Whitney Museum. Ähnlich wie im Museum of Modern Art spielt sich alles auf engstem Raum ab, Treppen, Räume, Höfe sind eng ineinander verschachtelt. Zu finden ist alles, was in den letzten zwanzig Jahren in Museen gelangt ist. Hoppers trockene Straßenszenen bilden den unvermittelten Auftakt. Bei Pollock entstehen Teppiche und Texturen ohne Zentrierung. Das setzt sich fort bei Newman, dessen Farbwände jeden Überblick vereiteln. Rothko versucht, malend einen formlosen Hintergrund zu gewinnen, was strenggenommen nicht geht, aber Formen können schrumpfen, versinken. Am Ende

steht der Superrealismus mit dem Versuch, Wirkliches durch Künstliches zu überbieten. Hierfür kann ich mich nicht sonderlich erwärmen, aber darin zeigt sich vieles von dem, was in unserem technisch präparierten und künstlich rotierenden Alltag vor sich geht. Im Erdgeschoß überraschen mich Noten und Skizzen von Cage, der mit besondere Raffinesse auf *Finnegans Wake* und auf *I Ging*, das Buch der Wandlungen, zurückgreift. Eindrücklich sind seine Versuche, Musik mit Raumbildern zu korrelieren.

25.4.82 — Sonntag, letzter Tag, strahlender Frühling. Seit Ostern liegen nur noch schmutzige Schneeballen an den Straßenrändern, alles blüht auf, Magnolien, Kirschbäume, Ahorn, Kastanien. Meinen blühenden Apfelbaum habe ich nun doch verpaßt. Ich nehme den Bus zur Abyssinian Church in der 138th Street. Den ganzen West Central Park entlang steigen elegante Schwarze zu mit ganzen Familien, und in Harlem leert sich der Bus tropfenweise bei den verschiedenen Kirchen. Die Baptistenkirche ist ganz gefüllt, ich sehe viele weiße Hüte, auch Pelze, das gestandene oder aufsteigende Harlem ist hier versammelt. Rot gekleidete Sänger treten auf, der Chor mit kräftigen Soloeinlagen, die Musik steigert sich ins Effektvolle mit Klavier, Orgelsprünge, Arien à la Gounod und gelegentlichen Anklängen an Spirituals. Der Gemeindepfarrer begrüßt alle Anwesenden, Gäste werden aufgefordert, sich zu erheben. Er bezieht sich auf Tagesereignisse wie den Kampf um die Falklandinseln und die Ächtung von Nuklearwaffen, seine Worte werden oft durch zustimmendes Gelächter unterbrochen. Die Predigt hält ein promovierter Gast, der aus Michigan nach Harlem zurückgekehrt ist. Er beginnt mit dem Buch *Exodus* und zieht es ganz in die Gegenwart hinein: der Auszug aus Ägypten als Vorbote der Sklavenbefreiung: *they said to Pharaos...*, Wiederholungen, Beteuerungen, Anspielungen. Die Gemeinde antwortet mit *oh yes, I agree, mm.* Abschließend werden Erwachsene durch Eintauchen getauft, so auch eine vollbusige Schwarze, die Gemeinde zeigt körperliche Anteilnahme. Meine Banknachbarin fragt am Ende: *Did you enjoy the service?*

Wenn Castoriadis recht hat, daß der Mensch seine Götter erfindet, so sollte man diese nicht nur in Museen suchen, und wenn es sich um keine bloßen Erfindungen handelt, erst recht nicht. Die Schwarzen, die so lange in einer Anonymität weit am Rande der abendländischen Gesellschaft gelebt haben, sind in ihrer Musik, ihrer Versammlung, ihrem Wort *leibhaft da*. Übrigens geschieht dies vornehmlich im Medium der jüdischen Bibel, unterhalb der Schwelle der Christologie.

Die Seventh Avenue hinunter treffe ich überall schwarze Kirchgänger, zu erkennen an ihrer Sonntagskleidung. Doch daneben gibt es Schwarze an den Hecken und Zäunen, die dieser frommen Gemeinde fern bleiben, manche mit Wollmützen, die an den Ku-Klux-Klan erinnern. Auch eine Moschee liegt am Weg und ein Angebot von Afrokunst, alles abseits der Campus-Wissenschaft und der Museumskunst. Mein letzter Gang führt durch das sonntägliche Volks-

fest im Central Parc. Ich scheide ohne viel Abschiednehmen, doch es bleiben anonyme Szenen, Stadtfreundschaften *en passage*.

Nachwort im Flugzeug zum abgebrühten Europa. Ich erzähle meiner Flugnachbarin von dem Gottesdienst in Harlem, ihre Reaktion: „Ja, da gibt es viele Kirchen.“ So schreitet man ungerührt durch fremde Gegenden wie durch einen Zoo, alles Gefährliche gehört hinter Gitter. Doch zur Faszination des Fremden gehört eine Mischung aus Attraktion und Gefährdung. Sonst bleibt nur das Wiederfinden von Vertrautem, so etwa Holzschnitzereien deutscher Aussiedler in Ohio.

3. TORONTO: SPEP-Tagung

Oktober 1986

Ich wohne am Rande des Italienischen Viertels bei John O'Neill. Die Häuser haben alle ihren Porch, sind geöffnet zur Straße hin. Eichhörnchen, braune, schwarze und silberne, eilen umher. Am benachbarten Wychwood Park wohnte McLuhan. in der Nähe eine italienische Kirche, dazu John: *I like to be nobody, to be apart of the academical world... I am a bad catholic, I don't believe in most of the dogmas – but if they pray...* Er praktiziert seine *body sociology* fern vom lastenden Über-Ich.

Der Campus zeigt den üblichen Stil des neugotischen Mittelalters, Colleges mit offenen Türen, auch Samstag nachmittags. Auf der Tagung treffe ich den gealterten Herbert Spiegelberg, eine individuelle Verkörperung des kollektiven Gedächtnisses der Phänomenologie, mit beiden Händen auslangend, wie einer, der in der Luft unsichtbare Fäden eines Indian Summer auffängt. Daneben geschäftige Funktionäre, die für nichts Zeit haben.

4. NEW YORK: Gastprofessur an der New School for Social Research

28.1.-18.5.1987

Ich bin nun doch eingeladen zu einer Gastprofessur an der New School for Social Research, die als Emigranten-Universität gegründet wurde. Meine Professur wurde von Werner Marx gestiftet, der aus der Emigration nach Deutschland zurückkehrte und Heideggers Lehrstuhl einnahm. Ich halte eine Vorlesung über „Dialogue and Discourses“, ein Seminar zu Husserls *Krisis*.

26.1.87 — Ich beziehe ein komfortables Appartement, freie Wände, freier Tisch, weiße Blätter, das Paradox einer Nomaden-Einsiedelei. Aus dem Fenster blicke ich auf einen kleinen Innenhof mit Bäumen und einem Korbballständer und auf eine hohe Wand mit der Aufschrift ‚Shapiro‘. Fensterleitern führen bis

zum Kopfende des Bettes, inzwischen sind sie abgesichert. Kontorhäuser türmen sich in den Himmel, Soll und Haben im Urzustand, Backstein noch und noch und erste Eisenkonstruktionen, hohe verschlossene Fensterläden. Chelsea heißt der Stadtteil, in dem die Seventh Avenue liegt mit meinem Haus No. 140, Metro 18th Street. Wegen der Hafennähe gibt es viele Markt- und Lagerhäuser. Schiffssirenen tönen vom Hudson River herüber, später am Tag die prosaischen Autohupen der vorbeifahrenden Trucks.

27.1.87 — In der Fifth Avenue ein erstes *aside*: The Little Church around the Corner: Holzgebälk, präraffaelische Glasfenster, viktorianisches 19. Jh., heute eine Zwergkirche zwischen Wolkenriesen. Im verschneiten Central Park sind Skifahrer unterwegs. Wie gern ich meinen neuen Wohnplatz aufsuche! Eigentlich erwarte ich gar nichts mehr, ich habe schon alles, aber wie Wasser, in dem ich schwimme.

Zerstreute Anfänge: Gestern abend, als ich meinen Schlüssel in der Außentür stecken ließ, warnt mich ein junger Mann: *You must not do that*. Unten im Vestibül begegnen mir Schwarze mit Dienstjahren im Rücken; kein beflißtientliches Schielen, sie haben sich ihren Stolz bewahrt. Ein tiefschwarzer *doorman* stammt aus Haiti, er könnte in Kleist *Hochzeit auf Domingo* eine Rolle spielen. Er freut ich über einen Gast, mit dem er französisch sprechen kann, und ich freue mich, daß ich selbst hier meine erste Fremdsprache benutzen kann.

28.1.87 — In der Post nebenan gibt es wie am Flugplatzschalter Wartegürtel, Striche oder Matten, die den Abstand markieren, den jeder einhalten muß. *Are you together? Then...* Es gehört zur politisch-öffentlichen Kultur, daß man sich nicht zu nahe tritt und dem Vordermann nicht in die Tasche schaut. Was mir überdies auffällt, man guckt sich nicht so intensiv oder gar penetrant an. Diese Diskretion hat trotz allem, was ihr entgleitet, vieles für sich. *You are welcome*, das heißt soviel wie: nun mach alles weitere mit dir selbst aus, wie man Spielern einen Platz zur Verfügung stellt, und am Ende: *Sir, have a nice day*. Wir sollten uns hüten, so etwas als bloße Floskel abzutun.

29.1.87 — In der Chinatown feiert man Neujahr mit Raketenlärm, Drachentänzen, monoton an- und abschwellenden Paukenklängen. Die Kostüme und Fahnen sehen aus wie von Woolworth. Welche Zeit beginnt hier? Inwieweit ist es noch eine eigene? In der nicht weit entfernten Wallstreet feire ich Wiedersehen mit Dubuffets *Drei Bäumen*, nun im Schnee, ihr Widerschein in den Glaswänden eines Wolkenkratzers. Das Unheimliche der Straßenschächte bleibt, man muß nur den Blick nach oben richten. Der Hochhausport benutzt Tricks, um es einige Zentimeter höher zu schaffen. Alles strebt nach oben wie künstlich gezüchtete Pilze, die schnell emporschießen.

31.1.87 — Heute fahre ich hinaus zur Upper West Side, zur Columbia University, die ein Stück gotisches England nach Manhattan bringt. Von der Terrasse

gleitet der Blick, hinweg über rodelnde Kinder im Morningside Park, bis ins Herz von Harlem. Am Broadway wird ein Schubert-Abend gegeben, „Wall to Wall Schubert“, wunderbar gespielt, aber der Schubert-Ton durch Virtuosität überdeckt. Besucher haben freien Eintritt, Sponsoren sind jedoch nach Dollargruppen vermerkt, wegen Geld geniert man sich nicht. Auf der Heimfahrt lese ich, daß der Moralpsychologe Kohlberg sich ertränkt hat. Man spricht von Depressionen und erklärt diese mit einem *tropical parasite*, so bleibt die Moral unbefleckt. Vorsicht bei Todesfällen. Warum verbreiten Moralisten einen leichten Todesgeruch um sich, auch wenn sie sich nicht das Leben nehmen?

In der Subway sehe ich Gesichter mit einer Anonymität und Ferne wie aus Gauguin-Bildern. Luther hätte hier kaum eine Chance gehabt. Wie finde *ich* einen gnädigen Gott? Wenn Erlösung, dann das Volk, das aus Ägypten geführt wird. Die auffällig fernen Blicke haben etwas Unnahbares, man schrekt davor zurück, Fremde anzureden. Da muß man schon jemand sein wie die Nonne aus Pennsylvania, die mit Obdachlosen arbeitete und durch einen von ihnen erstochen wurde. Heute wird das Requiem in der Bronx gefeiert: *He (!) is also a victim.*

1.2.87 — Gruppen von tanzenden Schwarzen beleben die Fifth Avenue; sie vollführen ruckartige, marionettenhafte Bewegungen, so daß die Körperteile sich zu verselbständigen scheinen. Im Museum of Modern Art geht es nicht völlig anders zu, wenn Picasso seine Zerlegungskünste übt: hier ein Auge, dort ein Mund, alles künstlich synthetisiert. Verschobene Puzzleteile verhindern, daß Gesichter und Glieder *zu gut* zusammenpassen. Die Baulust meldet sich auch bei Légers Maschinenmenschen, die nicht leblos wirken, aber sehr austauschbar. Anders Matisse, er stimmt seine Bilder ab auf eine Grundfarbe, auf die ‚Wasserfarbe‘, in der alles schwimmt. In Monets Seerosen, dieser zwiefach abgewinkelten Farbwand, ist vieles bereits antizipiert. Im 20. Jh. erhält das Wort ‚Moderne‘ einen neuen, greifbaren Sinn. Wie er zu deuten ist, ist eine weitere Frage.

2.2.87 — Gestern abend schrieb ich eine Karte an eine Bochumer Freundin, nach einem fürchterlichen Traum: Sie hat eine Seilschlinge in ihrem Zimmer angebracht, an der sie sich zu erhängen versucht. [Sie kam Jahre später durch einen mysteriösen Autounfall ums Leben.]

14.2. — Beim Abschied von R. am Kennedy Airport löse ich aus Versehen eine Alarmanlage aus. Ich fahre heim mit der Brooklyn-Linie, sitze unter vielen schwarzen, in sich gekehrten Gesichtern, die mich begleiten wie ein anonymer Chor.

Stadtgänge. Am Sonntag mache ich mich auf zur Inselspitze von Manhattan. Das World Trade Center ist umgeben von einem geformten Ensemble: raffinierte Ausmessung der Fenstermuster, leichte Zäsuren, Holzsäulen, die Tragefunktionen vortäuschen, eine unauffällige Ästhetik. Hier ist der ‚postmoderne‘ Aufstand gegen den Funktionalismus mit Händen zu greifen. Ganz in der Nähe steht die Kirche mit dem Betpult von Georges Washington. Gott, Vaterland, Demokratie,

Wohlstand, alles in direkter Folge. – Montags bin ich bei den Trump Towers: Postmoderne Prunksucht, Wasserfälle strömen die steile Marmorwand hinunter, Spiegelungen in jeder Richtung, Bäume auf den Außenpodesten, Glitzern in warmem Rot und Braun. – Dienstag bin ich wieder in Harlem. Geschäftsstraßen, aber ohne aggressiv-aufdringliche Werbung. In den Nebenstraßen Häuser in rotbraunem Sandstein mit steilen Treppenstufen zur Bel Etage und schwarz funkelnden Geländer. Auf der Lenox Avenue begegne ich einer Gruppe von Schwarzen, die mit Ölkanistern am offenen Feuer stehen, ich weiche vorsichtig aus. – Mittwoch im Metropolitan Museum pflücke ich aus dem unermeßlichen Reichtum einiges heraus: Cézannes Felsenbilder, Goyas roten Jungen mit dem Vogelkäfig, die Blumenmuster persischer Miniaturen, eine Sammlung von Schwarzen-Kunst mit Blick auf das Fortwirken bei Picasso, Max Ernst, Modigliani. Das Metropolitan präsentiert sich als veritable Cosmopolitan Museum.

22.2.87 — Nachmittags besuche ich das Twyla Tharp Dancing in Brooklyn. Ein leicht gefälliger Mozart, doch nahtlose Umsetzung der Hin- und Herbewegung der beiden Klaviere in Köchel 448. Es folgt eine Fuge mit drei Tänzern, die ihre Musik durch ruckartige Bewegungen selbst erzeugen. Abschließend Frank Sinatra Songs im Musical-Stil als kommerzielle Zugabe.

25.2.87 — Ich schicke den letzten Umbruch von *Ordnung im Zwielicht* an den Suhrkamp-Verlag zurück. Die Pressereferentin bemerkt: „Es ist ein sehr schönes Buch“ – ein Kontrast zu meinem hiesigen Status als *vir ignotus*. Ein Vorteil ist es, daß ich in Ruhe gelassen werde, ein Nachteil, daß ich viel *small talk* ertragen muß.

6.3.87 — Gestern entdeckte ich in der Galerie Castelli die *Four Seasons* von Jasper Johns. Die vier Tafelgemälde sind sorglich aufeinander abgestimmt mit wiederkehrenden Leitmotiven wie etwa der Silhouette des Malers, schillernd zwischen Vorder- und Rückansicht. Man sieht aufblühende Zweige im Frühlingsbild, eine *chute de glace* im Herbstbild. Die Farbskala reicht von hellen Tönen im Frühlingsbild und kräftigen Farben im Sommerbild bis zum matten Grau-Weiß des Winterbildes. Zitiert werden die eigenen Fahnenbilder. Ein außerordentlich dichter Bilderkosmos, mit Leben und Tod im Hintergrund. Dies ist mehr als ein europäischer Ableger, ein frischerer und unbekümmrerer Umgang mit Materialien. Der Maler wohnt teils in Manhattan, teils auf der französisch besiedelten Insel Saint Martin.

Ich esse zu Abend mit Misu Vajda, meinem Budapester Freund, und seiner Frau Judith. Wir kommen auf soziale Beziehungen zu sprechen. Misu meint, Amerikaner hätten keine Freunde, nur Halbkontakte, wie sie auf Parties zustande kommen. Ich weise hin auf Milieus von Intellektuellen und Künstlern, auf *communities* und *neighbourhoods*, ohne deren Kohäsion eine Stadt wie New York in soziale Formlosigkeit versinken würde. Was Ungarn angeht, so gibt es dort of-

fenbar Netze, ähnlich wie in Polen oder Armenien. Emigranten, die sich als Minoritäten wiederfinden, wachsen zusammen wie Reste einer Großfamilie.

Heute wandere ich in der ersten erwärmenden Märzsonne durch das obere Harlem bis zur 145th Street. Die einzige Injurie, die mir widerfahrt, stammt von einem Weißen: *I guarantee you are a homosexual*. In den Straßen trinken Männer Bier aus der Dose, aber diese stets eingewickelt in das braune Packtütchen wie in eine Supermarktserviette. In der 135th Street, im Zentrum von Harlem, stoße ich auf das „Schomburg Center for Research in Black Nature“, in dem die Geschichte der Schwarzen vorgestellt wird, Gründung eines gebürtigen Halbdeutschen aus Puerto Rico. Neben dem Center spricht mich ein Schwarzer an, zeigt mir sein ID: *You see, I am not a bad man*, er brauche 75 c für die Subway. Er bittet derart, daß es wie ein aktueller Notfall aussieht, so wahrt er sein Gesicht. Eine Lektion in Alltagsethik!

Ich stehe vor Häuserruinen, die wie Zahnlücken aufklaffen. Man nimmt sie kaum wahr, doch es sind Einbrüche von Wildnis in ein Wohngebiet, das anders als die Manhattan-Giganten menschliche Maße einhält. Da stehen Hotels mit grünen Markisen, die wie bemalte Augenlider ausschauen, immer wieder Spuren einer anderen Zeit. So bleibt alles in Bewegung, anders als in sanierten Wohnwüsten. Abends schaue ich neugierig in das altbekannte Hotel Chelsea in der 123th Street, das bei mir um die Ecke liegt. In diesem roten Haus, das einen viktorianischen Anstrich hat, wohnten einst Dylan Thomas, Thomas Wolfe und Arthur Miller. Das Vestibül hängt voller Bilder, von einer Decke baumelt eine Gipsfigur. Am Schalter bedienen zwei blonde Schweizerinnen in elegantem Schwarz, in einem Vertrauen erweckenden Tonfall, aber umgeben von einer Geldhaube.

8.3.87 — Sonntags morgen besuche ich die Mother Ame Zion Church. Der Vorbeter spricht ins Mikrophon mit einer Inbrunst, wie man sie sonst nur bei Sängern findet. Wenn es so etwas wie religiöses Expertentum gibt, dann hier. Die Inbrunst, mit der sie ihren Jesus herbeiflehen, hat erotische Züge. Die Gemeinde ist ausgesprochen vornehm, draußen parken Autos, die Kinder sind sonntäglich hergerichtet, die meisten Besucher kommen aus anderen Wohnbezirken. Ein Großteil der Schwarzen würde sich sicherlich ebenso wenig hier hinein trauen wie die meisten Weißen.

17.3.87 — Auf der Fifth Avenue begeht der katholisch-irische Teil der Bevölkerung den St. Patricks-Tag mit einer Festparade. Man sieht kantig, vogelartige Gesichter mit Schirmmütze, wie man sie aus den Illustrationen des *Ulysses* kennt. Vier schwarzgekleidete Priester folgen tanzenden Cheer up Girls auf dem Fuß. Kinder sind in Uniformen gesteckt, manche musizieren. Alles ist in Grün. Zwei Stunden später hört man in den irischen Vierteln von Yorktown Lotophagen-Gegröle.

Im Metropolitan Museum enthält die Afrika-Sammlung besondere Überraschungen. Mit seinen reduzierten, geometrisch-stilisierten, maskenhaften Formen rückt der unbekannte Kontinent schon seit längerem in die Nähe der westlichen Moderne. Doch hat sich nicht auch bei amerikanischen Schwarzen einiges von dieser geballten, rhythmisch gestalteten Kraft bewahrt? Wird nicht die schwache Individuierung durch präindividuelle Formen rhythmischer Wiederholung wettgemacht?

19.3.87 — Im Central Parc die ersten Berberitzen. Auf dem Karussell eine Dame in Pelzmantel, *she takes a ride*. Im Pavillon nebenan taucht Baron Charlus auf als glatzköpfiger Schwarzer mit seinem gleichaltrigen Begleiter. Solch alltägliche Szenen haben romanhafte Züge.

20.3.87 — Frühlingsanfang. Ich gehe über die Golfwiesen in PENN STATE wie schon im Herbst vor fünf Jahren. Am Abend vorher noch Schneetreiben, nun der „Wiesen aufgedecktes Grau“. Man sieht kleine Tannen, Eichen, Waldhügel, Spechte und die rotbauchigen Vögel auf den Wiesen. Ich finde ein aufnahmefreies Auditorium, Flay arbeitet mit Schrag am *Spielraum des Verhaltens*. Doch Kockelmans findet New York dekadent, Chelsea gefährlich, *a Dutch does not live there*. Ich verteidige die realistische Schule des großstädtischen Alltags.

21.3.87 — Abends werden im New Yorker Tanztheater „La Mama“ die *Troerinnen* und *Elektra* aufgeführt, ein Bewegungs- und Environment-Theater. Das Publikum zieht mit ein, steht dabei, nimmt Platz. Gespielt wird von allen Seiten, nicht mehr frontal. Die Gestalten wechseln: die Urmutter Hekuba, zunächst in rotem Kleid, wird zur Klytemnestra, eine Schwarze, zunächst Cassandra, wird zur Elektra. Das Sprechen geht über in Zischen, Spucken, Weinen. Vokale werden ausgesondert wie Perlen oder Messerstiche. Eine Vergewaltigungsszene wird als ritueller Tanz vorgeführt, der Mann mit Tiermaske, die Frau entblößt. Tote rollen die Treppe herab, Körper verwandeln sich in Dinge. Auf eine züngelnde und zischende Schlange folgen Friedenstauben von Pylades, die zu einem Happy End verführen: Theater als Friedensbewegung. – Hervorragend ist die Bewegungskunst. Den Hintergrund bildet stets das Tanzballett, manchmal allzu liturgisch dem Akademischen nahe. Doch es erübrigtsich fast zu sagen: Was verloren geht ist, ist weitgehend die Semantik, das Griechische dürfte ohnehin weithin unbekannt sein. Was eindeutig vorherrscht, sind Ausdrucksgesten. Das Übergewicht von Pathos und Kinese paßt gut zu einer Gesellschaft, die anfangs aus lauter Zugereisten besteht und auf elementare Verständigungsgesten angewiesen ist. Was sich jedoch einprägt, ist der Anblick der schwarzen Elektra, wie sie ihre Lippen bewegt, wie sie entgeistert blickt. Ich sitze gleich am Bühnenrand auf einer Holzbank, schaue wie durch eine Humanmikroskop. Direkte Blickkontakte zwischen Schauspielern und Zuschauern sind möglich und erzeugen ein soziales Geflecht. Die Rahmung kommt in mancherlei Hinsicht dem japanischen Kabuki-Theater nahe. Die Aufführung

findet in einer alten Fabrikhalle statt, einem rot angestrichenen Gebäude des East Village.

28.3.87 — Gestern abend kam ich zurück von der Reise nach ST. LOUIS und NOTRE DAME. Ich fand dort ein dichtes Programm und anregende Gespräche, wie sie in einer Campus-Atmosphäre gedeihen, wenn nicht das Akademische überhand nimmt. Herbert Spiegelberg legt eine vollendete Altershöflichkeit an den Tag, eine Kantische Form der Humanität. Wir kommen auf sein Buch über Gesetz und Sittlichkeit zu sprechen, er darauf: „Sie müssen Ihre eigenen Dinge tun.“ Vielleicht Abschied für immer? Seine Frau denkt immer noch an das Jahr in Kuhns Münchener Haus, unter dem beide sehr gelitten haben. Wie viele Emigranten wurden auch sie nicht vom Leben verwöhnt.

In St. Louis geht es in einem Rundgespräch um Habermas, Levinas, Foucault und Marx. Ist der Marxismus für genuine Amerikaner nicht etwas Eingeredetes? Sie haben doch offensichtlich kein Klassenbewußtsein, weder eines von oben, noch eines von unten. Ich lese gerade *On Revolution* von Hannah Arendt, die diese Unterschiede sehr deutlich sieht. In Notre Dame begegnet mir katholische Gotik, im Zentralbau royalistische Figuren und Kolumbus-Bilder mit halbbekleideten Wilden vor dem Kreuz. Ich trage nochmals „Dialog und Diskurse“ vor und werde auf bewährte Weise durch Fred Dallmayr eingeführt.

Wieder in Manhattan werde ich Zeuge einer seltsamen Subway-Szene. Ein junger Mann singt in schönem Bariton deutsche Lieder vor sich hin, wohl Schumann oder Brahms. Ich weiß nicht, ist er extrem narzistisch, gestört oder exhibitionistisch. Er singt die Glastür an, ohne sich umzublicken. Bei den Fahrgästen bemerke ich höchstens ein leichtes Heben der Augenbrauen, Großstädter sind schwer zu erschüttern.

4.4.87 — Gestern abend trat Jean Baudrillard an der Columbia University auf. Er hat das Gesicht eines listigen Buchhalters, der zugibt, daß er immer ein wenig mogelt. Er unterbietet ständig das Niveau eines behutsamen Denkens. Es hagelt nur so von Ambiguität, Immanenz, Ekstase, Simulation. Einen Einwurf wie den der Selbstbezüglichkeit von Allaussagen tut er ab mit dem Hinweis auf die Paradoxie der Sprache. Er findet griffige Formulierungen wie *aesthetic of dis-incarnation, obscenity without scene, bubble child in a vacuum, body without anti-bodies* etc. Darin kann ich Witz erkennen, aber keine Denkkraft. Doch es gibt Solideres von ihm.

8.4.87 — Das müde Blinzeln der Leute in der Subway geht mir nach. Es zeigt sich, sobald etwas Außergewöhnliches geschieht, sei es, daß ein Harlekin Geld einsammelt, sei es, daß ein junger Mann Schumann-Arien singt, sei es, daß ein Schwarzer eine wollene Gesichtsmaske trägt. „Warum nicht?“ scheinen die Blicke zu sagen. Ähnlich stelle ich mir die Reaktionen abgebrühter Römer vor. *Nil novi sub sole*, angebliche Neuigkeiten sind so alt wie die Stadt, die sie erwartet. Schaut man dagegen ein New York-Buch von 1880 an, so sieht man, wieviel

sich geändert hat, wenn auch unmerklich. Was die Mode angeht, so fällt auf den Reiz des Neuen ein Bonus, und der heißt Prestige.

Abends am 8. April spielt Rudolf Serkin in der Carnegie Hall die drei letzten Klaviersonaten von Beethoven. Diese späte Musik scheint gegen eine Wand anzuspielen, indem sie immer wieder neu ansetzt, sich zurücknimmt, sich verzögert wie im 4. Satz von Opus 110 oder im 2. und 4. Satz von Opus 111. Der 85-jährige Pianist spielt ohne Noten, die Hände scheinen sich zu verselbständigen, laufen überkreuz, rennen gegeneinander an, schließlich die Heiterkeit in der verebbenden Arietta des letzten Satzes. Der Kritiker der NYT tut gut daran, sich nicht bei geringfügigen Notenfehlern aufzuhalten. Wir erleben die vollendete Hingabe an die Klänge, bei der die Zeit an sich selbst Maß nimmt und das Alter hinter sich läßt. Man bedenke, daß der Komponist diese Musik selbst nur noch mit seinem inneren Ohr gehört hat, doch was heißt hier „nur“?

11.4.87 — Gestern Frühlingsausbruch. Plötzlich sind die Straßen umsäumt von Blütenbäumen, und erstaunt gewahrt man, wie viele es davon gibt. Ich besuche das spanische Viertel der Lower East Side, ein Straßenleben wie im europäischen Süden. Auf den Trümmergrundstücken, zwischen aufgelassenen Häusern und leeren Fensterhöhlen, stößt man auf Gärten, selbst auf Geflügel. Kinder gibt es noch und noch. Im Abendlicht leuchtet der East River auf.

Heute werde ich in einem Bistro Zeuge eines lakonischen Gesprächs zwischen dem Wirt und einem Gast, einer älteren Frau in eng anliegenden Hosen, die ihre Hunde ausführt: *she needs more, she is already old*. Sachlich, kreatürlich. Dagegen gebärden *gays* sich exhibitionistisch, so etwa ein Schwarzer mit ausgefransten Blue Jeans Shorts, der mit einem älteren Freund schmust. Warum nicht? Da erreicht die Sexualität eine Fremdheit fast wie bei Tieren, nur daß diese ihre Sexualität nicht hinterfragen. Bei aller Aufgeklärtheit, auch Inversionen sind nicht sakrosankt. Und Jungen mit Flaum? Sie zählen nicht recht, sie sind noch zu schillernd – *en fleur*, auf gewisse Weise präsexuell, genauer: prä-homo/heterosexuell. Und es gibt Latenzphasen, wie Freud sie beschreibt.

12.4.87 — In der Episkopal Church in der 16th Street East feiert die bürgerlich-englische Gemeinde Palmsonntag mit einer Prozession durch den Stuyvesant-Park. Der Gesang ist eher ein Singsang, folgt aber auch afrikanischen Rhythmen, die bei älteren Damen etwas komisch wirken. Nebenan im House of Friends bei den Quakers wird lang über das Schweigen gesprochen. In St. Mark-in-the-Bowery versammelt sich eine Reformgemeinde um den Altar in einem einfachen Kirchenraum, der auch für Leseabende und Tanzveranstaltungen genutzt wird. Ich werde freundlich zum anschließenden Kaffee eingeladen. Einige Schritte weiter in St. Stanisław feiern Polen Gottesdienst in ihrer Sprache, Glühbirnen an den Säulen. Die slawischen Gesichter changieren zwischen Bauernvolk und Warschauer Society.

Im angrenzenden Tompkins Park gibt es Bänke mit Gammern, aber auch normales Leben, keine strikte Absonderung. Ich bin in einer östlichen Neighborhood und bestelle bei den Ukrainern im alten Leshkow's Shop Piroggen, dazu Karottenkuchen. Eine Fahnsäule von 1942 erinnert an die Gründung der ukrainischen Union. Nach Osten hin schließen sich die Avenues B, C, D an. Von zerfallenen Häusern sind Bildwände zurückgeblieben und Aufschriften wie *La lotta continua*. Eine erinnerte Zukunft?

Abends im Ballett „The Kitchen“, 19th Street, erlebe ich einen Szenentanz mit erstaunlichen Einfällen: Sprachmusik ohne Laute, wie wenn im Kino der Lautsprecher ausfällt und die Bilder weiterlaufen. Die Beschränkung auf ein einziges Medium erzeugt Stummfilmeffekte. Volles Haus, wie erleben die New Yorker dies? Rezessenten betonen nahezu monomanisch: *no message*. Es genügt, daß sich etwas bewegt.

Draußen ein Gewitter, als müßte der Frühling sich für seine frühe Überdosis schadlos halten. Kein Wunder, daß die Götter der Alten wetterwendisch waren.

19.4.87 — Von den Crown Hills in Brooklyn werden Rassenkonflikte gemeldet: Schwarze (78%) gegen Weiße, darunter vor allem chassidische Juden (9%). Schwarze Hausbesitzer beschweren sich darüber, daß die Kaufangebote immer aufdringlicher werden; dem schwarzen Pastor will man seine Kirche abkaufen. Es gibt Bürgerpatrouillen. Umgekehrt wehren sich Juden gegen Verbrechen, die sie fast ausschließlich Schwarzen zuschreiben. Doch was verbirgt sich alles unter ihren schwarzen Hüten? Gewiß die Tora, aber auch Kontor und Konto. Braucht jede strenge Religiosität nicht Ventile, durch die etwas von der gestauten Aggressivität abfließt?

Seit ich in New York bin, habe ich kaum ein philosophisches Buch gelesen, dafür Autoren, die sich mit Kunstopolitik, Technik und Stadtgesellschaft befassen: Hannah Arendt, Arnheim, Mumford. Rauschenbergs Bemerkungen zur „Ästhetik des Heterogenen“ studiere ich wie Altvertrautes, das hier eine besondere Wirkung entfaltet. Eine Phase des Einatmens, elementarer als das Dazulernen.

19.4.87 — Gestern war ich zusammen mit Frau Gurwitsch in einer Ausstellung von Meyer Shapiro. Dieser Sproß des russischen Brooklyn exerziert seine Kunsttheorie in Form eines sensiblen Mitmalens, mit schönen eigenen Augenblicken, auch dies eine Form der Verflechtung.

Heute wird in der Abessinienkirche Ostermontag gefeiert. Man sieht Frauen mit hellfarbigen Hüten und Blumengewinden. Der Prediger, der Gelächter nicht scheut, Sätze äußert wie *Jesus was a radical*, Luther King und die Väter der Verfassung zitiert, geht von der Bibel unmittelbar in die Gegenwart über, weniger Theo-logie als Theo-historie, eine Gotteskunde, in der sich alles in Geschichten verwandelt, auch das Abendmahl.

Zuvor höre ich die Matthäus-Passion in der Grace Church. Der Bassist, ein bäriger älterer Herr, ist der temperamentvollste Baß, den ich je gehört habe, und

bei einer Schwarzen bewegen sich die Lippen ebenso emsig wie die Hände, ein Singen mit dem ganzen Leib. Diese Weise des *tuning-in*, des Mitmachens und Mitgehens, unterscheidet sich beträchtlich vom distanzierten Expertentum und einer erlernten Selbstbeherrschung, deren Gegenteil die Ausgelassenheit ist. Die gesammelten Gesichter kräuseln sich oder schäumen auf wie Wasser, das sich gleich wieder glättet. Sie haben nichts von einem schiegenden Doppelblick, sie halten wenig zurück. Abwesenheit bekundet sich in Faltungen an der Oberfläche. Vielleicht hatte Nietzsche so etwas vor Augen, als er die „Haut der Dinge“ gegen forcierten Tiefsinn ausspielte. Rätselhaftes liegt in einer Oberfläche *ohne Oberflächlichkeit*, von der alle aufdringlichen Blicke abprallen. Wenn Abwesenheit sich ‚produziert‘, so nicht im Einsammeln von Beifall, sondern im Auslösen von Antworten, wie beim Windstoß, der reifes Obst von den Zweigen löst.

Nachmittags bin ich wieder bei den eingewanderten Russen in Brighton Beach. Auffällig ist die breite, erdkräftige Körperlichkeit der einfachen Frauen. Die Läden unter dem Baldachin der Subway tragen russische oder hebräische Aufschriften. Am Strand auf den Holzplanken bildet sich ein Klein-Nizza mit regem östlichem Sonntagnachmittagsleben. Eine ältere Frau tanzt und singt zu Gitarre und Akkordeon, vielleicht Klänge aus Odessa. Ältere Damen mit und ohne Hündchen gehen vorbei, sitzen auf Bänken, als warteten sie auf etwas Besonderes. Am Horizont tauchen vereinzelt Schiffe auf. Ganz in der Nähe, am Ende der Surf-Avenue, lebte Isaac Singer als Kind; er hatte die See vor Augen, die ihn hierher brachte. Auf der Heimfahrt gerate ich wieder unter die herausgeputzten Kinder der Schwarzen, die mit tanzenden Bällen und bunten Gummibändern und ihren ermüdeten Müttern von Coney Island zurückkommen, ein ausklingender Festtag.

20.4.87 — Ein Ladenbesitzer am mittleren Broadway beteuert, als ich beim Wechselgeld nachzähle: *I'm Muslim, I'm honest*. Da hat sich jemand in einer fremden Welt seinen berechtigten Stolz bewahrt und beschämmt mich in meinem Mißtrauen.

23.4.87 — Gestern abend höre ich einen Vortrag von Castoriadis, holzschnittartiges Denken wie gewohnt. Heidegger *at his worst*, Platon etwas besser. Neun Zehntel des Gesagten leuchten mir ein, doch wenn es gerade auf das verbleibende Zehntel ankommt? So etwa auf die Frage, woher die Autonomie ihre Obligationen bezieht, wovon sich das Handeln nährt. Einleuchtend finde ich die Betonung der Klüfte und Spalten, die sich zwischen den Ebenen der Erfahrung auftun, doch da tut sich gewiß mehr, als Castoriadis vermutet. Meines Erachtens kommt es auf den Hiatus an, der sich zwischen Anspruch und Antwort schiebt und sich nicht durch unsere Kreationen schließen läßt. Was sonst übrig bliebe, wäre nichts als eine Kombination aus faktischen Bedingungen und transzendentalen Ansprüchen. Um diese Fragen kreist mein neues Buch *Ordnung im Zwielicht*.

27.4.87 — Tempelbörsen / Börsentempel, dies ist eine niederländische Erfindung aus dem 13. Jh., wie ich bei Mumford nachlese. Hinter Glasscheiben blickt man hinunter wie auf einen Operationssaal. Für die Gelddiener gibt es keine Mittagspause, gegessen wird am Desk. Eine interessante Figur ist der *specialist* als *buyer* und *seller* in einer Person, der durch Kauf und Verkauf eingreift, wenn Schwankungen zu groß werden. Er verkörpert gleichsam das *Spielgewissen*, das nicht auf Hause oder Baisse spekuliert, weil der Fortgang des Spiels dann gefährdet würde. Der *broker* gehört dagegen zu den *ordinary saints*, ohne die dem *specialist* nicht das Gewissen schlagen würde. Die Kassettendecke verschwindet hinter Rohren, mit denen die Boxen versorgt werden. Neben mir erklärt ein akkurat gekleideter junger Mann seinen gediegenen Eltern in schönstem Schweizerdeutsch, was die Stunde geschlagen hat. Ich fliehe unter die blühenden japanischen Kirschbäume von St. Trinity; auf dem Friedhof zwischen den Gräbern findet man Mittagsrastende, aber auch Drogenhändler als illegale, naturwüchsige Börsianer.

28.4.87 — Vornehm-zwielichtig erscheint die 47th Street, die Straße der Juwelen und Diamanten. Chassidisches Alltagsgold im Schutze schwarzer Hüte. Würden die Haarlocken plötzlich golden schimmern, wen würde dies verwundern? Welch ein Kontrast zur Börse als einer Anstalt des abstrakten, glanzlosen Geldes? Hier sieht alles aus nach einer Naturalwirtschaft. Männer sitzen in winzigen Kojen wie schlichte Uhrmacher, was sie teilweise auch sind, doch Buchführung und Telephon werden eingesetzt wie bei den *brokers*. Daneben Diamantenzuhälter, die ihre Ware anpreisen. Ich folge dem *genius loci* und esse eine auf hebräisch angepriesene Pizza.

30.4.87 — In STONY BROOK begegne ich lebhaft interessierten Graduierten-Studenten, die auch die Diskussion über Technologie bestreiten, mit einem Stich ins Ökologische und Politische. Der seriöse Don Welton ist zur Stelle; eine Kollegin, gebürtige Schwedin, arbeitet über Metaphern, rätselt ohne Deutsch-Kenntnisse an meinen Buchtiteln herum. Ob ich hier wirklich, wie geplant, Monate verbringen soll?

1.5.87 — Brooklyn war einstmals eine selbständige Stadt. In der Eastern Park Avenue und der Kingston Street befindet sich das Zentrum der chassidischen Juden, die Seite an Seite mit Bewohnern der vornehmen Villen wohnen, doch säuberlich getrennt, so auch die Kinder. Sonstige Weiße sind fast nicht zu sehen, obwohl dies eines der schönsten Viertel von New York zu sein scheint: Vorgärten, zweistöckige Häuser mit geschwungenen Erkerfronten, Säulenportale im Kolonialstil. In Bedford-Stuvesant, dem Zentrum des schwarzen Brooklyn, geht es dann bunter zu. Schließlich die eleganten Brooklyn Heights mit rotbraunen Häusern, die bis ins erste Viertel des 19. Jh.'s zurückgehen. In der Plymouth Church predigte der Bruder des Autors von *Onkel Toms Hütte* und verkündete eine Art moralischer Wiederaufrüstung. Whitney wohnte und schrieb hier anfangs

für die Zeitung – ein demokratisches Lokalkolorit. Von der Esplanade fällt der Blick auf die Häusertürme, in denen das Geld verwaltet und verteilt wird, in gebührendem Abstand der Schiffsverkehr. Sonnenuntergang über New Jersey, ein grandioses Ensemble.

2.5.87 — Von Rawls höre ich eine Vortrag über *overlapping consensus* als politische Gerechtigkeit. Mir scheint dies Ausdruck einer perfekten Überbau-Philosophie, als bestünde Amerika aus lauter mündigen Bürgern, die in ihren weltanschaulichen und religiösen Überzeugungen divergieren, aber gelernt haben, ihre *comprehensive doctrine* nicht zur Basis politischer Argumentation zu machen. Ist dies die Sphäre, in der Habermas sich wohl fühlt? Der Oberste Gerichtshof vereint mit den Obersten Lehranstalten, Koalition zwischen Washington und Harvard usf. Ein weiterer Vortrag handelt über Konflikte, er führt aber nicht zu Konflikten zwischen den Rednern, sondern nur zu Sandkastenspielen mit wohl abgesteckten Papers.

Die Szene ändert sich im East Village. In Soho wetteifert man mit dem Schein, mit dem Überangebot an Bildwirklichkeit. Doğançay, ein gebürtiger Türke, klebt Papierrollen auf und legt daneben eine gemalte Fassung, so daß im Streit um den besseren Schein eines dem anderen die Realität streitig macht. „Mehr Schein, nicht mehr Sein“, ein Platon der Oberfläche mit Baudrillard als Kronzeuge. In einer anderen Galerie präsentiert Barbara Krüger aggressiv schillernde Bildtafeln, die im rechten oder linken Schrägbild die Aufschrift ändern und Kontraste erzeugen. Was alle anstreben, ist ein vollendetes Mimikry. Überall wird Gott Warhol angerufen. Die Balance zwischen Komplizenschaft und Ausscheren erzeugt fruchtbare Unruhe, doch reicht das?

Fröhliche Moral – oftmals scheint sie nur noch lustig. Der kämpferische Zy-nismus fehlt, wenn alles so weich präsentiert wird wie eine Alltagssuppe. Die Reklamesprecher zwischen Nachrichten und Musiksendungen könnten einen perfekten Bühnenchor bilden. Es kommt zu einer perversen Selbstfeier der Popkultur, hinter der natürlich die Papierrollen flattern, die im Zahlentempel des Stock Exchange den Boden füllen. In der Buchhandlung finde ich eine Übersetzung von Wolfgang Haugs *Kritik der Waren-Ästhetik*. Warum kommt mir dies alles so abgeschmackt vor?

3.5.87 — Am heutigen Sonntag gerate ich zufällig in die Methodistenkirche St. Luke am nördlichen Rand von Harlem. Der Prediger steigert sich in eine *Gospel message* hinein. Er spürt einen direkten Kontakt mit Jesus: *somebody touched me, somebody, somebody* (die Frau in der Bibel), *her touch is not his touch*. Kommt alle zur Heilung, wir brauchen keine Doktoren, keine Ekklesiologie, keine Eschatologie. Kommt alle nach vorn, *invitation to Christian discipleship*: „Ihr selbst seid die Kirche.“ Eine Frau berichtet von einem Traum mit Leuten, die von den Dächern fallen. Es folgt ein rockartiger Gemeindegesang. Auf der Empore gerät ein junges Mädchen in Ekstase, die Frauen neben ihr nehmen sie schützend in

eine Armschlinge, die Balustrade der Empore ist nämlich recht niedrig. Unten auf dem Boden bewegt sich eine ältere weißgekleidete Schwarze rhythmisch auf und ab in einer Art Trance. Was wohl noch alles kommen mag?

Solch ein Gottesdienst ist ein unglaubliches Gemisch aus Gebet, moralischem Aufschwung, Bruderschaft und Schwesternschaft, Musik und Tanz, Redelust, Graswurzelbewegung, Belehrung und Bekehrung. Heißt dies Entdifferenzierung? Doch eher nicht, denn die Beteiligten sind doch keine weich gespülten Zivilisationsmüden. Sind sie noch nicht so weit? Wer will dies ermessen? Solche Formen der Sozialisierung entwickeln sich weit unterhalb der Ebene von Staats- und Kommunalverfassung. Doch eine Art *community* ist im Spiel, Kranke und Gebrüchliche sind auf einem Blatt verzeichnet. Und man kommt hierher in Sonntagskleidung. Der Song, der so ekstatische Bewegung auslöst, lautet:

When peace, like a river, attended my way,
When sorrows like sea billows roll;
Whatever my lot, Thou hast taught me to say.
It is well, it is well with my soul.

Ich gehe anschließend ins Indian Museum, das am Rande von Harlem keinen schlechten Platz gefunden hat. Kulturhistorische Außenseiter treffen aufeinander, der Kontinent rückt zusammen. Die Ureinwohner warten mit wundervoll einfachen Dingen auf: mit bemalten Häuten, gestickter Kleidung, Federschmuck, geschnitzten Rauchrohren, die auch als Friedenspfeife dienen, Besteck eines Medizinmannes, Lederwaren, alles in delikaten, gebrochenen Naturfarben. Ein Potlatsch-Kasten mit reich geschnitzten Holzgeräten und Kaschinas der Hopis stellen etwas Besonderes dar. Dies ist die eine Seite, auf der anderen Seite die westliche Zivilisation mit einem *Indian Removal Act* von 1830, der alle Indianer in Gebiete jenseits des Mississippi verbannt, unterzeichnet von Präsident Jackson. Eine *Minnesota General Order* von 1863 verkündet in trockenem Amtsenglisch: die Verordnung gilt *independent of age and sex*, mit einem Kopfgeld von \$ 100.

Manchmal ist öffentliche Moral nicht mehr als Glücksache. Wer gerade relativ frei ist vom Schlimmsten, spielt sich gern als öffentlicher Anwalt auf. Würde man einen Maßstab anlegen, der vor 150 Jahren galt, so könnten die Russen ihre Einmärsche in Ungarn oder in Afghanistan leicht gegen Älteres aufrechnen. Gibt es überhaupt eine einzige Zeitrechnung? Es ist schwer zu sagen, was womit verglichen wird. Wenn man nicht die Windstille einer relativen Friedlichkeit nutzt, sondern die Krisen mitzählt und die Hypotheken, dann ändert sich das Bild. Schwer ist auch zu sagen, was daraus folgt. Als unsinnig erweist sich eine Moralrechnung, die alles ad acta legt. Als Europäer haben wir zu beachten, daß die Ausrottung der Indianer ein europäisch-amerikanisches Gemeinschaftswerk darstellt. Die Holländer fingen beizeiten an mit einer Kolonialpolitik ohne Rechtsbasis. Doch Amerika folgte nach, ungeachtet der Erklärung der Menschenrechte. Ein Großteil der Indianer war übrigens bereits missioniert, doch dies nutzte ihnen nicht viel. Was fehlte, war ein Staatsterritorium; sie hat-

ten es versäumt, sich den Boden rechtlich anzueignen, sie hatten ihn nur benutzt. Kann man jemanden enteignen, der sich nichts angeeignet hat? Doch auch bei uns sind Besitz und Eigentum nicht dasselbe.

5.5.87 — *There was something dead in her life, and her duty was to try and fill the void*
So schreibt Henry James im Roman *Washington Square*, einem Romanort, an dem ich oft genug vorbeikomme.

Abends bin ich im City Center bei der Paul Taylors Tanzgruppe. Allmählich geht mir auf, wie sehr eine Gruppe ihren Tanzstil erarbeitet und wieviel praktizierte Leibphänomenologie im modernen Tanztheater steckt. Szenen wie *Sunset*, *Cloved Kingdom*, *Junction* oder *Schneewittchen* sind ganz und gar in Konfigurationen umgesetzt. In dieser getanzten Musik gibt es ruckartige oder schlendernde Bewegungen, es werden Bewegungselemente freigesetzt, sogenannte ‚Kineme‘, wie sie im klassischen Ballett nicht denkbar sind. Die höfischen Tanzformen werden aufgesprengt durch akrobatische Einlagen wie Handstand oder Salto. Der Choreograph ist eine schillernde Figur, teils Regisseur, teil Librettist, teils Komponist; es gibt keine aufgezeichnete Partitur, um ganze Inszenierungen zu übernehmen. Dies ändert sich gewiß mit dem Einsatz von Videoaufnahmen.

9.5.87 — Gestern ein Tanzabend im traditionellen Haus des New York City Ballet mit Wiederaufführungen des russischen Großmeisters Georges Balanchine nach Musik von Delibes, Strawinski, Tschaikowski. Besonders interessiert mich Strawinski, der seine kantige Musik in rhythmische Muster umsetzt, weit weg vom klassischen Ballett, dessen einstudierte Bewegungen zu oft an Pflichtübungen im Eiskunstlauf erinnern. Doch wie wird die Grenze zum Tanztheater überschritten? Gibt es eine ‚abstrakte‘ Bewegungskunst? Dies wäre natürlich ebenso hilflose Bezeichnung wie die der ‚abstrakten Malerei‘. Philosophisch muß die Revision bei einer leiblichen Bewegung ansetzen, die mehr bedeutet als das Vehikel einer bedeutsamen Handlung.

Neulich traf ich Bruce Ackerman, der von der Columbia University nach Yale wechselt. Amüsant im Gespräch, aber gerade so, als trate Bayern München zu einem Spiel gegen den Vfl Bochum an, Lehrkaskaden, Selbstdarstellung. Für ihn gilt der *conversational self-restraint* als der *supreme pragmatical imperative* einer liberalen Politik, nicht fern jener von Rawls. Moralische Wahrheit und höchste Werte werden ausgeklammert mit der Gefahr, daß der Dialog auf *small talk* herabsinkt. Doch könnte nicht gerade das, worin wir uneins sind, das Wichtigste sein? Im Märchen: Vergiß die blaue Blume nicht. Vielleicht liegt hier der Grund dafür, daß nicht der ältere, wohl aber der neuere amerikanische Pragmatismus so flächig erscheint wie eine bloße Überlebensphilosophie.

11.5.87 — Gedankenlosigkeit des amerikanischen Militärs? Eugen Kolb, CIC-Offizier, erstattet am 20. Juli 1949 einen Bericht über Barbie, nachdem dessen Foltermethoden durch eine französische Zeitung ans Licht gekommen sind: *discretely interrogated... with negative results... He (Barbie) is intelligent and skillful*

enough to accomplish a successful interrogation by use of his head and consequently did not require the use of his hands. (N. Y. T., Magazine vom 10. Mai 1987)

Heute besuche ich nochmals Rauschenberg im Metropolitan Museum. Er hat eine Viertel Meile Bildwände errichtet mit allen möglichen Materialien und Medien, bis hin zu Büchersäulen und Autohupen. Auf den ersten Blick bedeutet dies eine Vielfalt, in der alles oder nichts zusammenpaßt. Jeder könnte nach Belieben Beziehungen stiften – worin würde sich dies unterscheiden von dem, was wir Tag für Tag am Times Square zu sehen bekommen? Bei genauerem Hinsehen bemerken wir jedoch die ordnende Hand des Künstlers. Ich sehe, wie sich in der Serie an der linken Wand, wo Transfer und Photos überwiegen, die Bildtafeln zusammenfügen, zumeist im Dreierhythmus, vielfach von einer Tafel auf die nächste übergreifend, so zum Beispiel bei dem verschwimmenden Chartres-Photo oder in Form von Spiegelungen. Die Bildserien erinnern an Warhol, doch werden die Effekte des Gleichsetzens mit dargestellt. *Umkehrungen* von Oben und Unten, wie wir sie schon aus Klees Bild *Ad marginem* kennen, zwingen das Auge, sich ständig umzustellen, ohne auf einem ‚aufrechten Blick‘ zu beharren. Der *Spiegel* erscheint wie ein Loch in der Bildwand. Andere Bildmittel sind *Raster*, durch die der Blick nicht einfach hindurchgeht, an denen er hängen bleibt. Rauschenberg versucht mit Bildern, was Joyce mit Worten versucht. Wichtig ist die Nutzung des Zufälligen, das im Material steckt. Dies alles ist wichtig für meinen Großstadt-Aufsatz.

In der NYT stoße ich auf Bemerkungen von Gidon Kremer. *One can incorporate suffering into one's being and still accept life. – Many of my colleagues I would respect more if they were less satisfied with known words and explored unknown ones.* Produktive Unzufriedenheit geht quer durch die Künste und Disziplinen, keine bloßen „Ideenkleider“ (Husserl).

15.5.87 — Nochmals im Metropolitan Museum, im Flügel des näheren und fernen Ostens. In der ägyptischen Abteilung fällt mir die Schilderung des Alltagslebens auf. Da gibt es vielerlei: Ruderkähne mit Galeeren; eine Art von Puppenhäusern, drinnen eine Kuh, die schon so gemästet ist, daß sie im Liegen gefüttert wird; einen Schlachthof mit dem drastischen Durchschneiden der Kehlen; Getreidescheune, Bäckerei, Brauerei – an der Tür lauert zumeist der Aufseher, bewaffnet mit einem Stab. Die Fronarbeit trägt militärische Züge, wie Mumford zu Recht bemerkt.

In der japanischen Abteilung sind es Finessen, die mir auffallen, so die Fingerbewegung bei frühen Buddha-Gestalten: *mudra of non-duality*, rechter Finger und linker Zeigefinger als Mensch und Gott, oder die Elemente in der *mudra of contemplation*, Sitzen auf einem Lotosblatt. Auf einer Wandrolle wird der Tod Buddhas dargestellt: gefaßte Haltung bei den Eingeweihten, Wehklage bei den Gewöhnlichen, besonders bei den Tieren. Selbst die Bäume verändern ihr Blütenfarbe. – Ein Bild erzählt in zwei Bildkolonnen vom Prinzen Shōtoku (14. Jh.). Die Geburt findet statt in einem Stall mit einem weißen und einem

schwarzen Pferd. Letzteres taucht wieder auf bei der Flucht über den Fujiyama. – Eine Bildrolle enthält ein Gedicht aus dem Leben des Su Tung-po, der vom Regen überrascht wird und in bäuerlicher Kleidung flüchtet: *But safer than an official life is that of the outlaw.* – Im Brunnenstein von Nryama kein Springen und Sprudeln des Wasser, sondern ein Überfließen, Wasserschleier über den Steinwänden, leises Rieseln, das den Besucher begleitet.

Schließlich die *chinesischen* Schriftzeichen. Kalligraphische Autographen stammen aus dem 11. bis 12. Jh., besondere Schriftzüge werden kommentiert, teils aus alten Quellen: *sailboat in a gust of wind, or warhorse charging into battle* (idiosynkratische Pinselbewegungen) – *a picture of the mind* (leise Züge, Spontaneität andeutend) – *inscribing stone with a stylus* (kantige, markante Schriftzüge). Husserl sprach einst von einem „Sprachleib“.

17.5.87 — Ich räume mein Appartement, blicke auf die runde Glasplatte. In ihr spiegelt sich die gegenüberliegende Hauswand wie ein Wasserschloß, der blaue Himmel als Schloßteich. Erstaunen über diese späte Entdeckung. Das Wissen widerstreitet dem Sehen, bedeutet Illusion kontextloses Sehen?

18.5.87 — Nachtflug, die Sterne stehen tief am Horizont, als seien sie unterhalb unserer Fluglinie. Die Alpen tauchen auf mit ihren Schneegipfeln, im Morgendunst München. Ich denke im Halbschlaf: Habe ich vier Monate in einer spontanen Epoché zugebracht: Sehen, Aufnehmen ohne schnelles Urteilen, außer in gelegentlichen Anfällen von Ungeduld? Vorsicht, nicht nachträglich alles zudecken mit Urteilssprüchen, das Gesehene kommen und anecken lassen.

5. NEW YORK und BUFFALO: Tagung zum Thema der Gewalt

März 1989

17.3.89 — Eine interdisziplinäre, sehr heterogen besetzte Tagung in Buffalo befaßt sich mit dem Gesetz und der Legitimierung von Gewalt, mein Beitrag lautet: „The Limits of Legitimation and the Question of Violence“. Ich werde dürf-
tig eingeführt durch einen deutschen Historiker und muß ankämpfen gegen ein Zerfleddern der Thematik. Einem polnischen Teilnehmer geht es nicht besser. Er spricht von polnischen Politik-Happenings als Unterwanderung der Gewalt, und man erörtert einzig Max Weber und die Bergpredigt. Ein Lichtblick ist Newton Garver, der aus der Tradition der Quaker stammt, mit Wittgenstein argumentiert und die Tagung initiiert hat. Sergio Cotta aus Rom stimmt mir nicht zu, zeigt aber Verständnis und öffnet eine theologische Hintertüre: *quidquid latet apparebit*, was verborgen ist, wird offenbar werden, Warten auf den göttlichen Richterspruch. Im übrigen viel Pragmatismus, durchsetzt mit Scharfsinn, aber wenig Geduld, um einer Frage auf den Grund zu

gehen. Würde ich hier leben, so würde ich dieser weichen Form der Liberalität härtere Formen der Widerständigkeit entgegensezten.

19.3.89 — Rückreise über New York, um 11 Uhr wiederum in der Abyssinian Church. In dieser Gemeinde sind Kleider und Rollen verteilt wie unter den sieben Chören der Engel. Am Eingang warten weißgekleidete Frauen: *Do you want to get seated?* Chöre in Rot und Grau, verteilt auf zwei Emporen. Um den Prediger scharen sich die schwarzgekleideten ‚Ältesten‘. Choräle und Spirituals werden teilweise vom Klavier begleitet. Die Predigt ist eine einzige Ansprache an die Gemeinde: „Und Sie fragen, wer Jesus sei? *Say it's my friend, it's a great physician.*“ Eine Umsetzung der Jesus-Geschichten in die Dramatik des Alltags ohne hermeneutische Umwege. Es geht um Nachfolge, nicht um Verstehen. Der Prediger erwähnt beiläufig, wie er in eigener Person vor den Streikenden der Eastern Air Line auftauchte, Alltagscharismatik entfaltete. Was mir wieder auffällt, ist die leibhaftige Sammlung der Zuhörer, das zustimmendes Murmeln, das eingestreute ‚Amen‘.

- Diese *Religiosität* ist sozial, aber im emphatischen Sinn eines gemeinsamen Tuns, wie es Wittgenstein im Auge hat: eine kommunal-praktische Religiosität ohne Anleihe bei Mystik, Metaphysik oder Ästhetik. Daran mag es liegen, daß diese Kirchen weiterhin so gefüllt sind. Solche Religiosität ist weniger anfällig für Interessenpolitik und Weltanschauungsfeinden, dafür ist sie in ihrer Schlichtheit anfälliger für Schwarmgeisterei. Bewegend sind die schwarzen Gesichter, denen so viel Geschichte, auch Leidengeschichte eingeschrieben ist. Der Gottesdienst klingt aus mit: *The Lord will carry you through*, mit Händeschütteln und rhythmischem Händeklatschen. Neben mir eine schwarze Beauty, Schönheit und Frömmigkeit scheinen sich nicht zu fliehen. Ob manches einfach ausgelassen wird? *Not to be driven by sex, fear and money.* Man sollte sich hüten vor einer Idealisierung, Beschreiben ist nicht übermalen.
- Meine Gedanken zur *Gewalt*, die mich von Europa hierher geführt haben, sind weiter zu differenzieren. Gewaltfreie Umgangsformen gibt es vielleicht um so mehr, je weniger sie sich als Ideal ausgeben. Das Amerika fern der Ämter und Colleges mag erklären, daß das gewaltige Amerika nicht längst zusammengebrochen ist wie ein Koloß. Communities können als Inseln der Sozialität und Solidarität wirken. Auf der Rückfahrt im Queens-Tunnel lese ich: *Unlawful to cross the white line*, eine Verbotsformel, die ein lebensfreundliches Gebot durchschimmern läßt.

6. BINGHAMPTON und NEW YORK: Tagungen zur Fremdheit und zu Aron Gurwitsch

Okt.-Nov. 1991

30.10.91 — In BINGHAMPTON übernachte ich in einem Inn gegenüber dem Campus, inmitten einer sanften Hügellandschaft, Baumgespinste vor dem Winterhimmel. Heute beginnt Halloween. In allen Gärten liegen Kürbisse, doch in der Zeitung wird gewarnt: Man lasse die Kinder nicht wie früher ausschwärmen und Schabernack treiben, denn es gibt keine intakte *neighborhood* mehr.

31.10.91 — Die Tagung befaßt sich mit der „Question of the Other“. Veranstaltet wird sie von Gisela Brinker-Gabler, einer Germanistin, die einst mit ihrem Mann in Bochum wohnte. Das Programm enthält viele ethnographische Beiträge. Ein gebürtiger Afrikaner verteidigt die eigene Kultur. Ein afrikanischer Film zeigt französische Lager für afrikanische Europakämpfer, endend mit einem schlimmen Massaker, alles in Großaufnahmen und mit langsamem Tempi, wie sie für afrikanische Filme typisch sind. Eine Schriftstellerin offeriert eine eindrucksvolle Kurzgeschichte von einer *Sister in Sex*. Das feminine Selbstvertrauen von Amerikanerinnen, das sich an solchen Stellen bemerkbar macht, hat ein Matriarchat im Rücken. Abschiedsparty im Haus der Germanistin. Eine Künstlerin aus der Familie entwarf das Plakat. Die Eltern sind stolz auf Kinder, die produktiv aus der Art schlagen.

3.11.91 — In NEW YORK ziehe ich ein in das alte Chelsea Hotel. Im Treppenhaus gibt es alte Eisengeländer, im Foyer viele Bilder, einige sehr aufreizend, das Haus leicht heruntergekommen. Über die Dächer hinweg schaue ich auf mein früheres Haus in der Seventh Avenue. [Im November 2019 berichtet die *Süddeutsche Zeitung* vom drohenden Abriß des Hotels.]

7.11.91 — Ich ziehe um ins Gramercy Hotel zu einer Tagung in Erinnerung an Aron Gurwitsch. Frau Gurwitsch ist beglückt über das hohe Niveau. Alexandre Métraux ist wieder aufgetaucht mit einem gut ausgearbeiteten Vortrag, nur neigt er dazu, alles, was an Philosophie geblieben ist, an die Wissenschaften zu verkaufen. Selbst versuche ich zu zeigen, wie eine phänomenologisch inspirierte Epistemologie einen Weg finden könnte zwischen den Klippen von Funktionalismus und Fundamentalismus. Zu den Teilnehmern gehören kompetente und weltoffene Autoren wie Bernstein, Heller, Kersten und Koselleck. Abschiedsabend bei Frau Gurwitsch im engeren Freundeskreis. Alexandre verspricht mir Briefe von Merleau-Ponty an Kurt Goldstein. Unsere Beziehung hat sich entspannt, obwohl eine Distanz bleibt nach seiner ‚szientistischen‘ Kehre.

7. CHICAGO: Levinas-Kongreß

Mai 1993

Der Kongreß findet vom 21.-26.5. an der Loyola Universität statt unter Leitung von Ad Peperzak, die Fachwelt ist gut vertreten durch R. Bernasconi, S. Critchley. P. Davies und J. Llewelyn aus Großbritannien, Th. de Boer und H. de Vries aus den Niederlanden, C. Chalier aus Frankreich, H. Putnam und dem Judäisten R. Gibbs aus den USA. Die Debatten kreisen vor allem um den Status der Alterität im Verhältnis zur Rolle des ordnungsstiftenden Dritten, um die Abgründigkeit des *il y a* und um den jüdischen Hintergrund dieses Denkens.

In der City von Chicago bewege ich mich vor allem im Loop, in dem die Wolkenkratzer wie in Manhattan ihren Höhentanz ausführen. Die ältere Bausubstanz wurde durch den Brand von 1870 zerstört oder abgerissen wie das Stock Exchange von Sullivan, das man durch einen farblosen Neubau ersetzt hat. Eingezwängt in das moderne Gewirr sind Großskulpturen von Picasso, Mirò und Dubuffet und eine Mosaikwand von Chagall. Das Illinois State Building gleicht dem Trumpet House in New York: offene Luftschächte, Glaskuppel, Wasserspiele, eine fröhliche Postmoderne. Solider erscheint die Hafenzone am River mit Brückenhäusern, Kränen und Lagerhäusern.

Von der reichen Auswahl neuerer französischer Malerei im Chicago Art Institute fiel mir einiges besonders ins Auge: das bunte Strandleben in *La grande Jatte* von Seurat, Caillebotte mit seinen Scheinwerferschneisen in die Stadt, Monets Heuhaufen, variierend nach Tageszeit, Jahreszeit und Wetterlage, eine Barszene von Hopper in einem aufdringlichen Giftgrün, Gauguins Mädchen mit gestreifter Bluse als Schwester des Essener Mädchens mit dem Fächer. Ich durchstreife die Stadt zusammen mit der Judaistin Cathérine Chalier und Antje Kapust aus Bochum, die bei ihr in Tours studiert hat. Wir fahren hinaus in den Oakpark zu Frank Lloyd Wright. Er baute sich Wohnhaus und Studio im Prärie-Stil in einfachem Holz, mit niedrigen Decken und durchgehenden Zimmern. Es war dies eine realisierte Jugend-Phantasie des 21-jährigen. Der Architekt zog mit Frau und sechs Kindern dort ein, doch die Häuslichkeit hatte keinen Bestand. In den angrenzenden Villenstraßen stehen weitere Häuser von Wright und anderen Architekten seiner Zeit. Er selbst bevorzugte später strengere kubistische Bauten, alle mit besonderen Zügen: lange Fensterreihen, Simse, Vordächer, Veranden. Ein Mekka der modernen Architektur!

Nördlich des Flusses erstreckt sich als große Achse die Michigan Avenue. Gotische Einsprengsel, so etwa ein Kreuzgang, wirken wie Kindheitsrelikte aus Europa, ähnlich der Wasserturm, der wie ein Rheinschloß aufragt. Den Michigan Lake umsäumt eine stattliche Front von Wolkenkratzern, ein Wohnhausturm von Mies van der Rohe. Anders als in Manhattan sind die Neighborhoods an den Rand der City gedrängt. Ein Einbruch von Gewalt: in einem Vorort-

Zug überfallen zwei Youngsters eine Chinesin, reißen ihr die Kette vom Hals und fliehen an der nächsten Haltestation. In der letzten Nacht ertönt Feueralarm. Ich verpasse fast das Flugzeug, weil die U-Bahn sich verspätet. So verlasse ich diese lebensvolle Stadt mit unsicherem Gefühl.

8. MEMPHIS: Tagung mit und über Derrida

Sept./Okt. 1993

Memphis ist eine Stadt mit vielen Landmarks. Sie geht zurück aufs 18. Jh, war eine Zeit lang französisch. In der Town Hall findet sich ein Kanonenstück aus der Revolutionszeit. Alle Relikte, Gebäude, Erinnerungen sind in das gegenwärtige Umfeld der Civil Society eingefügt, so auch ein mächtiges Martin Luther-Denkmal. Nichts erinnert an ausgestorbene Dynastien oder an feudalistische Umstände, deren Last mitgeschleppt wird oder abgeschüttelt wurde. Vielleicht liegen hier die Wurzeln für den amerikanischen Pragmatismus, der kaum hermeneutische Brechungen kennt. Auch die Reformation mit ihren Religionskriegen spielt keine sonderliche Rolle. Man lebt im *Immer-noch*, beschwingt von den Mythen eines restaurativen *Immer-wieder* oder eines progressiven *Immer-weiter*. An der Town Hall hängt ein bürgerstolzer Spruch von Alkaios:

Not by her houses neat
Nor by her well-built walls,
Not yet again
Neither by dock nor street
A City stands or falls
But by her men.
Not by the joiner's skill
Nor work in wood or stone.
Comes good to her or ills,
But by her men alone.

Die City als Erbin der Polis gilt als *she*, doch besteht sie aus *men alone*. Ich lese dies abends mit parodistischem Unterton, während kein Mensch zu sehen ist, nur Straßen, Steine und ein Springbrunnen – in einer Stadtkulisse à la Chirico. Im Stadtwappen taucht der *mocking bird* auf, ein Spottvogel, der andere Vögel nachahmt, sie nicht einfängt wie ein Raubvogel.

28.9.93 — Nachmittags halte ich einen Vortrag im Philosophischen Institut bei Robert Bernasconi. Die Diskussion dreht sich vor allem um die Bipolarität von Merleau-Ponty und Levinas, um die Verflechtung von Eigenem und Fremdem und um die Nuancen von Fremdheit und Otherness. Ich bin hier auf einer neueren Campusuniversität mit 20% schwarzen Studenten, die Bevölkerung in der Stadt ist zu 50% schwarz, in der Downtown gibt es kaum Weiße.

Mein Guide ist Thomas Nenon, der 12 Jahre bei Werner Marx studierte, mit einer deutschen Frau aus Biberach verheiratet ist, selbst in Memphis geboren wurde und irische Vorfahren hat. Wir kommen wie häufig auf Religion und Politik sprechen. Das Establishment war traditionsgemäß gegen die Republikaner eingestellt in Nachwirkung der Sezessionskriege. Hier sind Demokraten durchwegs konservativ. Das weiße Establishment stützt sich auf Presbyterianer und Mitglieder der Episkopalkirche, dazu Baptisten. Katholiken waren zunächst nur Einsprengsel von 10%, aus Schottland und Irland zugewandert, mit anarchischen Neigungen. Die Schwarzen rückten nach.

Abends treffen wir uns in der Beale Street, wo ein Blues-Lokal auf das andere folgt. Memphis ist die Geburtsstadt des Blues. Unsere erste Sängerin ist eine Schwarze mit schwarzem Hut, ihr Vater Leiter einer Gemeinde von Schwarzen und selbst ein bekannter Sänger. Die Musik findet bis heute ihren Nährboden in der Kirche. In einem anderen Lokal heizt eine mächtige Schwarze mit ihrer Musik die Stimmung an, etwas Kindliches in der Mimik, tanzend und singend mit dem ganzen Körper. Unser Lokal ist mit seinen Emporen aus Lagerhallen hervorgegangen. Das Halbdunkel wäre für Degas ein Ort zum Malen. Was zu fehlen scheint, ist das ‚Verworfene‘ oder ‚Verruchte‘, das sich in Europa mit dem Nachtleben verbindet. Wir sind näher bei Afrika; Musik, Tanz, Fest, Erotik, Ekstase sind noch eng verquickt, die Musik scheint noch nicht ‚säkularisiert‘.

29.9.93 — Auf Mud Island hat man die Erd- und Kulturgeschichte des Mississippi gründlich rekonstruiert. Dazu gehören viele Desaster, hervorgerufen durch Brände auf den Dampfschiffen. Mark Twain ist und bleibt der Autor dieses Flusses. Zur politischen Vorgeschichte gehört der Indianerstamm, der einst am Ort des heutigen Memphis siedelte. Es kamen spanische, französische und englische Siedler, Forscher und Eroberer. Während des Sezessionskrieges stand Memphis auf Seiten der Südstaaten..

Vom 30.9. bis zum 2.10. findet in der ‚Pyramide‘ die Konferenz statt, in der es um Derridas Husserl-Interpretation geht. Zum Glück gibt es wenig Beweihräucherung. Stark vertreten ist England mit Robert Bernasconi, Paul Davies und Tina Chanter, die ein Buch über Irigaray verfaßt hat und als offene Feministin auftritt. Françoise Dastur bringt Derrida zu dem Geständnis, er habe mehr mit Merleau-Ponty zu tun, als er bisher zugegeben habe. Dies war Wasser auf meine Mühle. Unter dem Titel „Hearing oneself speak“ versuchte ich zu zeigen, daß Derrida in *La voix et le phénomène* eigentlich nur die Metaphysik der Stimme dekonstruiere, nicht aber das Phänomen der Stimme, wie es bei Merleau-Ponty, aber auch bei Bühler, Jakobson, Lagache oder Mead zutage trete. Der *genius loci* veranlaßt mich, das *hearing oneself speak* auf ein *hearing oneself sing* zu übertragen. In einem Klima von Freundschaft bekennt Derrida sich ausdrücklich zum phänomenologischen Geist, ohne Abgrenzungsmanöver, die er ja längst nicht mehr nötig hat.

3.10.93 — Sonntag morgen begleite ich Robert Bernasconi in die Betel Baptist Church. Im Gottesdienst gibt es normales und elektrisches Klavier, Schlagzeug, Gesang, ähnlich wie abends in den Klubs, ohne strikte Trennung zwischen Geistlichem und Weltlichem. Der Prediger beherrscht die Szene, läuft hin und her über den langen Gang, spricht Einzelne an und wartet auf Antworten. [Heute spricht man von interaktivem Predigen.] Viel Gelächter, eine Sängerin hat ihr Baby auf dem Arm, ein Gewoge im Raum. Ein kurzer Bibeltext: *God is our father, we are his children, we are God for our children* wird immer wieder in Worten durchgeknetet. ‘Kinder’ meint auch Brüder und Schwestern. Auf Fragen wie: *Are your husbands jealous?* antwortet Lachen, keine Beschuldigung. Alles ist weit entfernt von jeder förmlichen Liturgie, die Rollen werden von Fall zu Fall verteilt, man improvisiert nach Herzenslust. Gäste sind rundweg willkommen. Couverts für die Kollekte werden namentlich gezeichnet. In der Gemeinde ist der ganze Sonntag Kirchentag; 10 Uhr Sonntagsschule, 11 Uhr dreistündiger *worship*, 15 Uhr Nachmittagsgottesdienst nach dem Mittagsmahl.

Wie Bernasconi mir erklärt, besteht die Gemeinde vorwiegend aus Ärmeren, darunter vielen Arbeitslosen, Dreiviertel der Kinder sind vaterlos. Das Gemeindeleben ist stark von der Praxis geprägt und so selbstverständlich wie Aufgang und Untergang der Sonne. Weder Dogmen noch Gebetsformeln spielen eine besondere Rolle. Vieles tut man einfach nicht, zum Beispiel in Nachtclubs gehen (obwohl es selbst Pfarrerstöchter dann doch tun), man folgt offenen Regeln. Von Bernasconi wird erwartet, daß er regelmäßig kommt, wenn er in der Stadt ist. Als er einmal den Anzug vom Vorsonntag trug, wurde er ermahnt: *You have the same suit on.* Ich selbst binde mir eine Leihkrawatte um. Die große Sorgfalt in der Kleidung, etwa bei den Hüten der Frauen, ist angesichts der vorhandenen Armut doppelt erstaunlich.

Memphis erscheint als besondere Mischung aus Musik, Schwarzenkultur, Religiosität und Politik. Im Civil Rights Museum ist die Geschichte der Sklavenbefreiung dokumentiert mit der Ermordung von Luther King im Jahre 1968 als Schluß-Mißklang. Beim Abschied höre ich vor dem Rathaus einen Flötenspieler mit Fez.

9. BINGHAMTON und SALISBURY: Merleau-Ponty-Circle

September 1998

14.9.98 — Von Newark fahre ich mit dem Greyhound nach Binghamton. Am Weg große Namen wie *Damascus*, eine Zwischenstation *Monticello* mit dem Wohnsitz von Jefferson, das Ziel *Ithaka*. Verschleiß großer Namen? Alles wird gebraucht. Der Bus-Terminus in Binghamton scheint einem Bild von Hopper entsprungen: kastenartige Häuser mit Fensterfronten, wie auf ein Zeichen steht dieses oder jenes Fenster einen Augen-Blick lang offen, leere Fensterhöhlen, ei-

ne typische Hausphysiognomie. Die Häuser sind spielzeugartig nebeneinander gesetzt, wie es gerade paßt

Ich fahre mit Mike Dillon nach North Pennsylvania hinaus zu seinem Waldhaus, das er mit seiner Frau selbst gebaut hat, eine Art Merzbau mit Treppen, steilen Dächern, Veranden. Mike diente in der Navy, *a sturdy man*, sehr liebenswürdig. Er betätigt sich als Rebhuhnjäger, Segler, Taucher, Motorradfahrer, die Frau lehrt Mathematik. Ein unternehmendes Paar mit New Frontier-Mentalität, Heroismus statt Business. Vor dem Haus sind Forellenteiche angelegt; ein Rudel Rehe kommt bis an den Teich; für einen Waschbären, der sich an die Futterkiste für Jagdvögel heranmacht, wurde ein Käfig aufgestellt. Das Anwesen ist schwer zu benennen, für ein *estate* ist es etwas zu klein; es wurde einem Farmer abgekauft. Merkwürdig ist, wie es für diese ausgedehnten Wälder Besitzer geben kann. Der Besitz hätte offene Horizonte, die man nicht ausmessen, nicht einmal überblicken kann. Hier müßte eine Phänomenologie des Habens ansetzen. – Nordwärts gibt es Indianer-Reservate, genauer gesagt, Steuerreservate, in denen *gambling houses* zugelassen sind, dazu Alkohol mit niedrigem Steuersatz. Wie im Falle der Juden des Mittelalters hält man sich Laster vom Leib und profitiert von ihnen wie in Las Vegas, einer Gangster-Gründung, die heute mit Kinderspielplätzen ausgestattet ist. Alles Dämonische wird mittels Geld, Klatschkolumnen, doppelter Buchführung ausgetrieben. Das gibt es in Europa natürlich auch, aber vielleicht mit etwas schlechterem Gewissen.

15.9.98 — Nachmittags findet mein Vortrag statt: „Being Here and Elsewhere. Remarks on the Phenomenology of Space and Body“. Es sieht nicht danach aus, daß ich Eulen nach Athen trage. Beim Abendessen gesellt sich Gisela Brinker-Gabler zu uns. Das Gespräch dreht sich um Liebe und Romantizismus, um Gestalten wie Lou Andreas-Salomé und Schlegels Lucinde. Mike Dillon hält zu Recht mit Merleau-Ponty daran fest, daß Erkennen und Liebe sich nicht ausschließen. Doch er betrachtet Freud und Nietzsche als Romantiker, worin ich ihm nicht zu folgen vermag.

17.-19.9.98 — In SALISBURY tagt der Merleau-Ponty Circle zum Thema „Ethical Bodies“. Bei den etwa 40 Teilnehmern, die James Hatley geladen hat, gibt es gründliche Kenntnisse von Merleau-Ponty und offene Türen hin zu Levinas, Sartre, Foucault, Derrida. Einige Teilnehmer stechen hervor. Glen Mazis aus Harrisburg spricht zu Levinas und Merleau-Ponty, Mary Rawlinson aus Stony Brook über die Kontingenz des Guten in den Romanen von Henry James, Janice McLane über Opfer und Verletzung, Antje Kapust und Davis Wood äußern sich zu Oralität, leiblicher Nähe und Ferne. In meinem Vortrag „Responsivity of the Body“ erwäge ich ein Diesseits von Gut und Böse, eine Selbstverdopplung des Leibes und eine implizite Ethik. Von den Älteren, die alles in Gang gebracht haben, klingen manche wie Sänger, die ihr Repertoire noch beherrschen, aber die Stimme verloren haben.

20.9.98 — Die Rückfahrt verläuft längst der Küste. Wir kommen durch die Kleinstadt Berlin in Hampshire, die diffuse historische Reminiszenzen weckt. In New Jersey leuchten die Lichtfackeln von Industrieanlagen. Es ist Indian Summer, mittags 85° Fahrenheit. In Manhattan lese ich Fallobst auf: *When nature calls* (Reklame für Autos) oder *Think different* (Apfel und ein bäriger Intellektueller). Meine Seventh Avenue wurde umgetauft in *Fashion Avenue*. Die *Herold Tribune* ist voll von Clinton-Geschichten. Abseits im Lokalblatt von Salisbury taucht, namentlich genannt, eine 28jährige Frau auf, angeklagt wegen *solicitation* und *prostitution*.

10. Gastprofessur in STONY BROOK, Besuche in ATLANTA, NASHVILLE

Okt. /Nov. 1999

11.10.99 — Als Gastprofessor in STONY BROOK halte ich vier Seminare zum Thema „Question of the Other“. Nachmittags bei meinem ersten Seminar geht einiges drunter und drüber. Ich lasse meine Vortragsskizzen zu Hause liegen. Also spreche ich drei Stunden über das Ordentliche und das Außerordentliche frei ohne Blatt, was überraschend gut gelingt, eine Konzentrationsübung.

13.10.99 — Der Raum füllt sich bei meinem zweiten Seminar. Seit Ed Casey die Sache in der Hand hat, läuft alles. Ich nehme für eine kleine Weile teil am Campusleben. Für viele bedeutet dieses sicherlich die Fortsetzung des Familienlebens im Rahmen eines kollektiven Innenraums. Für akademische Lehrer geht es dann weiter bis ultimo, mal mehr familiär, mal mehr klösterlich. Unsere europäischen Stadtuniversitäten, die eine lange Geschichte haben, sind weniger oasenhaft.

14.10.99 — Aufbruch bei mächtigem Wind, der die Eicheln von den Bäumen holt. Mit der Long Island Rail Road landeinwärts nach New York: *This is the train to Jamaica*. Man behält dies im Ohr wie einen Merkvers, gefolgt von einer Litanei von Stationsnamen: St. James, Kings Park, Huntington... Abends der Abflug nach ATLANTA. Mich empfängt eine Skyline mit Wolkenkratzern, illuminiert wie Christbäume, glitzernde Kuppeln, alles wohl geordnet, eine Stadt ohne Eile und Enge. An der Universitätsgründung war der Coca-Cola-Erfinder beteiligt, der anfangs noch Kokain beimengte.

15.-18.10.99 — Die hiesige Levinas-Tagung geht zurück auf eine Planung von Antje Kapust aus Bochum und Eric Nelson aus Atlanta. Ein recht gutes Niveau; der Ton liegt auf Themen wie dem Jüdischen, sowie Sprache, Gewalt, Literatur und Psychologie bei Levinas. In meinem Vortrag, der das Verhältnis von Sagen und Gesagtem bei Levinas untersucht, wende ich mich gegen einen ethischen Fundamentalismus, der soziale und sprachliche Kontexte überspringt, um ei-

nem ganz Anderen und einem reinen Appell nachzujagen. Lyotard hielt hier ein letztes Seminar zu Merleau-Pontys *Le visible et l'invisible*. Jemand erzählt mir, Lyotard habe ihm geraten, zur Unterscheidung von Responsivität und Responsibilität B. W. zu lesen. Lyotard brachte offensichtlich Deutschland eine größere Neugier entgegen, als man vermutet hat. Wir hören hier am Ende eine erbauliche Performance von Alphonso Lingis über „Bare Humanity“, mit der die Ethik von Levinas sich in einen amerikanischen Urkommunitarismus verwandelt. Man kann der menschlichen Nähe von Neighborhoods Gegenkräfte entlocken wider einen homogenen American Way of Life, doch so direkt geht es sicher nicht.

Morgens im Flughafentaxi händigt mir der schwarze Fahrer eine leere Quittung aus, freut sich sicher, daß ich es nicht rechtzeitig merke. Flughafen-Taxis verführen offenbar besonders zum Betrug. Kuriositäten häufen sich in New York. Auf einer Station der Long Island Rail Road tritt eine spanisch sprechende Pfingstlerin auf und verkündet *another chance*. In der Subway begegnet mir ein Chinese mit einem hüpfenden Lichtball, den ich schon von der Hinfahrt kenne. Selbst in dieser Riesenstadt herrscht nur partielle Anonymität. Die Rede von einer völligen Vermassung der Großstadt ist ein Klischee. Musil war mit seinem statistischen Blick der Wahrheit viel näher.

19.10.99 — Zurückgekehrt nach STONY BROOK spaziere ich zum Strand an der Cliff Road. Der Belle Terre genannte Landstrich ist aufgeteilt wie in Fürstentümer, zwischen den Grundstücken ist kein Weg frei, an allen Straßen herrscht Parkverbot *for any time*. Es handelt sich um eine öffentlich geförderte Watched Neighborhood. Vom Strand am Ende der Cliff Road blickt man hinüber nach Connecticut. Ich kehre zurück über den Sandstrand, der als einziger Boden öffentlich ist. Als Spätsommergeschenk gönne ich mir ein kurzes Bad im Meer.

- In der NYT steht ein Bericht über Spätfolgen einer Droge *P. B. (pyridostigmine bromide)* bei Veteranen des Golfkriegs. Mehr als 100.000 Veteranen leiden unter chronischer Müdigkeit, Muskelschmerzen, Gedächtnisverlust, Schlafstörungen. Diese *experimental drug* wurde vor seiner völligen Erprobung gegen das von den Russen entwickelte tödliche Gas *soman* eingesetzt, obwohl nicht bekannt war, daß die Iraker Waffen dieses Gas herstellten. Das Pentagon setzt reichlich Mittel ein zur Erforschung der Drogenwirkung. Wo beginnt das Experimentieren an Menschen? Wann geht Forschung in militärische Maßnahmen über? Manche Überlegungen wirken kindlich naiv angesichts interdisziplinärer Großunternehmen wie dem Pentagon.
- Hunger in den USA: In New Mexico ist die Rede von 15,1% *who experienced hunger or were surviving at near-hunger level* in den letzten drei Jahren. Es besteht ein eindeutiges Nord-Süd-Gefälle: Mississippi mit 14%, dann schrittweise abnehmend: Texas, Arizona, Louisiana und die geringste Quote von 4,6% in

North Dakota, gefolgt von Massachusetts, Delaware, Minnesota (*US Today* vom 15.10.1999).

22.10.99 — Ein strahlender Oktobertag in New York. In der Madison Avenue stecken porzellane Erntedankfrüchte auf den Straßenkandelabern, gehobenes Halloween. Im Whitney-Museum kann man eine Ausstellung besichtigen: „The American Century II: 1950-2000“. Man findet vieles an Trendlese, Wellenschüben, Experimentierfreude, an abweichendem Common Sense wie im Pop Art. Das Stichwort ‚abstrakt‘ weicht mehr und mehr dem Stichwort ‚minimal‘. Mit den historischen Kontexten und ideologischen Verpackungen wird viel Ballast abgeworfen. Manches erinnert an die ‚Sachen selbst‘ in der Phänomenologie, nur daß sie immer wieder von ihrer Geschichte eingeholt wird: Dinge haben *ihre Geschichte*. Abstrakte Kunst in den USA ist etwas anderes als abstrakte Kunst in der europäischen Moderne. Auch dies wäre ein Fremdheitsthema. „Amerika, du hast es besser...“ – besser? Pragmatischer, technischer, *in diesem Sinne* anfänglicher. Impulse der Surrealisten werden bei Pollock in spontane Malgesten und später in anonyme Maltechniken umgeleitet. Das Schicksal der Psychoanalyse gestaltet sich nicht unähnlich. Eine eigentümliche Kraft, aber auch viel Kraftmeierei?

Ich besuche Arakawa und Madeline Gins in ihrem Atelier in der Houston Street, einer umgebauten Textilfabrik mit Architekturbüro und Bibliothek. Arakawa baut gerade eine Stadt in China, eine weitere in Australien ist geplant. Den hiesigen Trendsettern ist er gewiß zu leibzentriert, nicht konstruktiv-cool genug. Das Gespräch führt uns zu Kleists Essay über das Marionettentheater, das den japanischen Künstler früh aufgewühlt hat. Das Künstlerpaar hat gerade ein essayistisches Buch verfaßt mit architektonischen Ideen. Ich würde lieber mehr davon vor Augen haben. Beide haben viel mit *Order in the Twilight* gearbeitet, auch Danto findet viel Gemeinsames darin. Doch es gilt auch: *We say organism, not person*. Ich verstehe, warum, dennoch sind manche Differenzen unvermeidlich. *We have decided not to die*, lautet einer ihrer Buchtitel. Ich provoziere sie mit der Erzählung von Reiner Schürmann, der nebenan in der Bleeker Street an Aids starb. Ihre Antwort: *Dafür haben wir noch keine architektonische Lösung* finde ich schier unverständlich, wenn nicht naiv. Madeline Gins: *We go straight on to your work, you make detours*. Es ist schwer zu sagen, ob Übersetzungsversuche weiterhelfen oder ob sie irgendwo versanden. In meinem Beitrag, den ich kürzlich für sie geschrieben habe, gehe ich aus von der Anschaulichkeit des Gebauten.

Anschließend treffen wir uns zum Diner mit Stephen Holl und seiner Frau. Er ist ein Architekt mit internationaler Erfahrung und lehrt an der Columbia University. Wie er berichtet, entdeckte er frühzeitig, fast zufällig das Werk von Merleau-Ponty, und seinen anfänglichen Enthusiasmus hat er sich bewahrt. Das Museum für Moderne Kunst in Helsinki ist auf das X hin entworfen, es heißt „Kiasma“ und greift die alte Figur des Chiasmus auf. Holl macht auch im Philosophischen einen sehr sachkundigen Eindruck. Wir essen Heilbutt à la Saint

Tropez. Arakawa erwähnt die japanische Sitte, nicht nur rohen, sondern auch in kleiner Dosis lebenden Fisch zu essen. Gleichzeitig berichtet er von seinem Be-fremden, als man in Berlin einen Kalbskopf mit Messer und Gabel bearbeitete.

23.10.99 — Ich stoße auf eine Bemerkung von Pablo Picasso aus dem Jahre 1975:

*The artist is a receptacle for emotions,
which come from all over:
from the earth,
from the sky,
from a scrap of paper,
from a passing shape,
from a spider's web.*

Im Buchladen entdecke ich eine Notiz von Th. S. Eliot aus dem Jahre 1962: *The years between 50 and 70 are the hardest. You are always being asked to do things and yet are not decrepit enough to turn them down* („... nicht altersschwach genug, um sie abfahren zu lassen“). Altersmüdigkeit eines früh Erfolgoreichen, der seinem Ruhm nachläuft?

24.10.99 — Nochmals im Metropolitan Museum. Das Herbstbild von Bruegel zeigt einen Bildregisseur von Shakespeareschem Format. Die Hauptfigur im Drama ist der große Baum im Vordergrund, achsenverschoben, überlebensgroß. Die Personen der Erntenden, der Schlafenden, der Wasserträger wirken wie gestellt, aber doch so, wie es sein könnte. Das Getreidefeld läuft diagonal durch das Bild, trennt Vorder- und Rückseite, eine lebendige Bühnenlandschaft. – Im Glaubensbild von Vermeer wird die Symbolik zurückverwandelt in natürliche Dinge: in Glaskugel, Globus, einen Vorhang mit Kamel, vielleicht ein Weihnachtsmotiv. In gewöhnlichen Bildern geht es umgekehrt zu: Wir sehen Sichtbares, in dem sich Unsichtbares andeutet.

Abendessen mit Dan Zahavi, einem eifrigen und intelligenten Phänomenologen aus Kopenhagen, einer Hoffnung für die nordische Phänomenologie mit fruchtbarer Nähe zu den Wissenschaften. Er wohnt in einem Einzimmer-Appartement zu 1400 \$, eine bedrohliche Wohnlage im Village.

28.10.99 — Die Fahrt geht nach NASHVILLE ins südliche Tennessee, nochmals Sommerhitze um 24°. Ich halte einen Vortrag an der Vanderbilt University, eingeladen von David Wood. Mehrere Fakultäten sind beteiligt. Man spürt seinen prägenden Einfluß, offen praktizierte Dekonstruktion auf den Bahnen von Heidegger, Derrida, Nietzsche, offen auch für Kunst und Politik. Zur Zeit arbeitet er an einem Baum-Buch. Vanderbilt ist eine alte Privatuniversität vom Ende des 19. Jh.'s mit einer jährlichen Studiengebühr von 20.000 \$; trotz mancher Stipendien wird sozial gefiltert.

Am Nachmittag folgt ein interdisziplinäres Forschungsseminar zu Fragen der Natur. Besprochen wird der Text einer Ethnologin, die den Brauch des

mortuary cannibalism in einem Indianerstamm aus dem Amazonasgebiet untersucht. Man stößt auf massive Fremdheiten. Die Toten des eigenen Stammes werden, anders als getötete Feinde, in einem rituellen Mahl kollektiv zerstückelt, zubereitet und verzehrt, unter Ausschluß der nächsten Angehörigen; es gibt offenbar eine alimentäre Inzestschranke. Für die Angehörigen bedeutet dies Trauerarbeit und Arbeit des Vergessens. Man nimmt an, daß die Seele in ein *peccary* fährt und fortlebt. Den Hintergrund bildet ein kosmischer Kreislauf, der dafür sorgt, daß der Leib als Leichnam förmlich in die Natur eingespeist wird. Dazu paßt der Austausch zwischen Beutejäger und Beute, die beide aus dem gleichen Fleisch sind. Ich gebe zu bedenken, ob die erforschte Gruppe nicht zu homogen angesetzt werde, ob man nicht mit Spalten, Fragezeichen, Distanzen und Abweichungen innerhalb jeder Gruppe zu rechnen habe, sozusagen als sokratischem Element. Andernfalls könnte die Gruppe sich immer nur selbst reproduzieren oder äußeren Änderungen unterliegen. Wie wird ein Kind damit fertig, daß die Mutter verzehrt wird – obwohl doch im frühen Alter Schlaf und Tod als eine einzige Form der Abwesenheit erscheinen, so daß es aussähe, als werde die schlafende Mutter zerstückelt? Wie steht es mit Fremdheiten innerhalb der zu erforschenden Fremdheit?

Im Anschluß an meinen Vortrag wird die Frage aufgeworfen, wie es mit der Fremdheit in der Natur und in allem Nicht-Menschlichen bestellt sei. Ich plädiere dafür, die Frage nach dem Fremden für solche Differenzen offenzuhalten. Ferner fragt sich, ob Fremderfahrung generell als ‚ethisch‘ zu verstehen sei oder ob nicht vielmehr Ethisches wie das Begehren bei Sartre auf *den Anderen* beschränkt sei? Ich verteidige einen weiten Sinn des Ethischen, indem ich es mit Levinas als Nicht-Indifferentes verstehe, dieses von Fakten und Normen. Unvermeidliche Differenzen wie die zwischen Mensch und Tier werfen weitere Fragen auf.

Nashville bietet die übliche Stadtkulisse, Wolkenkratzer, eine kaum benutzte Eisenbahnlinie. Im Hotel treffe ich auf die amerikanische Mittelkasse. Es bedarf einer feinen Beobachtung, um Unterschiede von Gewicht zu entdecken. In den Gesprächsfetzen, die von den Frühstückstischen herüberdringen, ist viel von Familien oder Gottesdiensten die Rede. Abends am TV tritt ein Erweckungsprediger auf im blauen Kostüm, dessen Rhetorik mit zwei oder drei Bibelversen auskommt, etwas *Genesis*, etwas Johannes oder Paulus. Die Wirkung der Worte gleicht Wassertropfen, die zu einem Wasserfall anschwellen; sie benennen, statt zu zeigen. Die Zuschauer schauen glaubensbegierig drein, klatschen wie Kinder. Selten war ich so von der übrigen Welt abgeschnitten wie hier. *USA Today* ist ein veritables Provinzblatt. Die einzige deutsche Zeitung, die ich seit meiner Abreise zu sehen bekam, fand ich in Bogotá in der Buchhandlung eines deutschen Emigranten, in Südamerika war immerhin die Deutsche Welle zu empfangen. Woher bezieht ein normaler US-Amerikaner seine politischen Informationen? Ich habe zum Beispiel den Kosovo ganz aus den Augen verloren. Selbst in der NYT bleibt

es oft bei Dreizeilern aus dem Ausland, wenn es nicht zum Krieg kommt wie in Tschetschenien. Der Rest ist für jene, die aus speziellen Quellen schöpfen. Was bedeutet dann Global Village außer ein Weltmarktdorf?

30.10.9 — Mit David spaziere ich um einen Waldsee. Es entwickelt sich ein intensives Gespräch über die Doppelheit von imperialer Einheit und innerer Vielfalt des Englischen; über das Hören von unbekannter Musik und über bleibende Überraschungen beim Hören bekannter Musik; über Risse im Stein, die bestimmte Muster bilden, über die Fremdheit der Dinge. Wir verabschieden uns am Flughafen mit Plänen für die Zukunft. Die Atlantikküste entlang geht es zurück nach Long Island.

31.10.99 — In STONY BROOK nehme ich in der Bucht ein letztes Bad, in den Wäldern ringsum eine Farborgie. Dick Howard und seine Frau laden abends zum Essen ein, dazu ein englischer Soziologe, so witzig-trocken, wie wie es nur ein Engländer sein kann. Er berichtet über seine Erforschung von Feindbildern und über Prognosen des Pentagon für das nächste Millennium.

1.11.99 — Ich ziehe um in das private Haus von Ed Casey, das mitten im Wald liegt, Blättertreiben vor den Fenstern. Es wird kühler. Das nahe Stony Brook Village ist ein aufgeräumter Ferienort. Eine kleine anglikanische Kirche steht für romantisch erneuertes Mittelalter. Alle Häuser sind in Weiß, manche aus dem 18. Jh., zwischen Wiesen gelegen, nahe dem Meer. Es gibt die üblichen Verbotsschilder, die das Eigentum abschirmen, auch private Straßen wie die Rhododendron Road. Neben dem Bahnhof steht eine christliche High School mit über 300 Schülern, vornehm wie ein Oxford College. Stony Brook scheint das Starnberg von New York.

2.11.99 — Die Nachmittagsvorlesung findet statt in der Melville Hall, benannt nicht nach dem Schriftsteller, sondern nach einem Schuhfabrikanten. Ich rede über mein bewährtes Thema „Responding to the Other“ in ausgefeilter Form, endend mit einem Zitat von Picasso. Zum Abschluß ein chinesisches Diner. Ich versuche Ed Casey und Mary Rawlinson zur Abfassung eines phänomenologischen Buches über medizinische Ethik zu bewegen, entgegen dem Übermaß an Kasuistik und Normierung. Don Welton hat ein Buch über den „anderen Husserl“ im Druck, da gibt es eine Menge Berührungen, über Schulschriften hinweg. Ich halte mein letztes Seminar über Levinas, aber in Distanz zu den Kurzschlüssen einer reinen Ethik.

4.11.99 — Das Museum of Modern Art zeigt im einer Ausstellungsserie die Jahrtausendwende, *New starts: People – Places – Things*. Ich halte mich an die *places*. Man schöpft aus dem Vollen, doch der Raumbegriff dient nur als Rahmen, er wird nicht neu bedacht. Man stößt auf Anachronismen: der Kubismus sei ein Reflex auf die Kriegszerstörung, was er *auch* ist. Der Neukonzeption am nächsten kommt die Photosammlung mit ihren wunderbar zarten Atgets.

Ich treffe mich mit Eugene Gendlin, einem Österreicher, der in Chicago mit dem Studium von Dilthey begonnen hat, Psychologie und Philosophie lehrte und eine bewegliche Methode des Focusing erfunden hat. Es kommt zwischen uns zu einer leichten, vielleicht allzu leichten Verständigung auf den Bahnen einer leichtfüßigen Hermeneutik und Pragmatik im Gefolge von Husserl, Wittgenstein und Dewey. In der Psychologie scheint er mir zu sehr an funktionalen Abläufen orientiert. Er strahlt eine große didaktische Lust aus, ich muß mehr lesen von ihm. Beim Abschied überreiche ich ihm meine *Grenzen der Normalisierung*.

Auf der Rückfahrt in der Station Jamaica sitzt neben mir ein karibisch aussehender Mann und liest in einer Broschüre: *Quando la generosidad abund* („Wenn die Großmut überfließt“). Ich bin im Gebiet der Pfingstler, unter schwarzen Frauen, die mit viel Redeschwung für Gott werben.

5.11.99 — Meinen letzten Tag verbringe ich in Brooklyn, beginnend mit dem Nordviertel *Greenpoint*. Um die Mitte des 19. Jh.'s entstanden hier Schiffswerften und Warenhäuser. Im East River stecken Pfähle, verrottete Eisenhallen verdecken die Silhouette von Manhattan. Das Viertel ist stark von polnischen Einwanderern geprägt mit eigenen Banken, Frisören, Apotheken, Restaurants und Zeitungen. Die Hauptwelle kam um die Jahrhundertwende. Ukrainer folgten nach, so gibt es eine griechisch-katholische und eine orthodoxe Kathedrale. Der Besitzer der Literaturbuchhandlung, geboren in Stolp und 1981 als Oppositioneller emigriert, findet das Viertel *ugly*. Bisher ist es eine richtig polnische Stadt, doch ähnlich wie im Green Village und im Est Village rücken Reiche nach. Der übliche Geldstrom rettet die Bauten, aber nicht die Bewohner. Besonders schöne Häuser stehen in der Kent Street, daneben eine Straße mit verrottetem Eisenzaun und Holzstößen auf dem Rasen, womit immer wieder Dörfliches in die Stadtballung einbricht.

Durch Lager- und Fabrikviertel gelange ich in das orthodoxe Judenviertel von *Williamsburgh*, um die Lee Street herum. Es ist Sabbat. Auf der Straße sind Männer in schwarzen Anzügen und mit schwarzen Hüten, Kinderwagen vor sich herschiebend wie kleine Gebetsrollen, die Jungen schon mit Haarzöpfen und Kipa. Frauen sind nur selten dabei und wenn, dann ohne rituelle Kleidung – eine Männerreligion? Es herrscht ein sehr ernstes Klima, abgesehen vom Kinderlachen, *gravité sans jeu*, stammt manche Einseitigkeit von Levinas hierher? Die Männer gehen je ihre eigenen Wege, die in Haussynagogen oder Talmudschulen einmünden. Auf Fremde richtet sich kaum ein Blick, doch man geht auch gruß- und blicklos aneinander vorbei, obwohl alle einer der Betstuben zustreben. Eine merkwürdig anmutende Anonymität, als gäbe es die *proximité* nur im Geiste. Man fragt sich, wie Kinder, die in dieser osteuropäischen Enklave aufwachsen, später in eine moderne Welt hineinfinden. Auch in der Bäckerei geht es ernst zu; man spricht Jiddisch, kein überflüssiges Wort. Erklären ließe sich diese Stummheit vielleicht durch ein verstecktes Rede- und Blickverbot kurz vor dem Synago-

genbesuch. Ed bemerkt, Amerikaner seien kaum an einer solch *inneren* Fremdheit interessiert. Man läßt den Anderen gewähren, doch entdeckt in ihm nicht viel.

Weiter im Süden beginnt das große Gebiet von *Bedford-Stuyvesant*, das sich erholt zu haben scheint. Es gibt viele akkurat wiederhergestellte Häuser, die Häuserreihen im Abendsonnenlicht. Mir fällt auf, daß viele unbenutzte Grundstücke von hohen Zäunen umgeben und mit Stacheldraht gesichert sind, als wären ständig Hausbesetzer zu erwarten. Angeblich kann man ein Haus, das eine bestimmte Zeit leersteht, durch Okkupation erwerben. Selbst Parkplätze sind eingezäunt und verschlossen. So gibt es kaum ein Stück freien Boden. Dieser *Possessismus* grenzt an einen *Obsessismus*. Dennoch gibt es Ausnahmen wie die Gärten im East Village, die privat angelegt, aber für Besucher offen sind. Bei Einbruch der Dunkelheit fahre ich mit dem Express zur Pennsylvania Station, letztes Abendlicht auf dem Chrysler Building.

Was mir haften bleibt, ist die Dynamik dieser Stadt und der lebhafte Sinn für Nachbarschaft, der wohl das wichtigste Sozialkitt darstellt. Kommunikation als soziale Teilhabe scheint hier neu erfunden. Wort und Geld sind sich so nahe wie nirgends sonst, dazu Gott als unsichtbarer Lebensgeschäftspartner, keine Seelenquälerei. Gottlosigkeit wäre eine freiwillige Form der Armut.

11. SALT LAKE CITY: SPEP-Tagung

Oktöber 2005

Ort der Tagung ist das Marriott Hotel. Vom 14. Stock aus fällt der Abendblick auf eine wie von Vera da Silva gemalte Kulisse aus Lichtbändern und Lichtwürfeln. Morgens sieht man Bergketten, im Osten den Rand der Rocky Mountains. In 17 Meilen Entfernung glitzert der Salt Lake.

Das Stadtbild wird beherrscht durch das Mormonen-Zentrum, den Tempel Square, die Church of Jesus Christ of Latter-Days-Saints. Der Gründer Joseph Smith aus Vermont (1805-1844) wird zusammen mit seinem Bruder als Märtyrer verehrt. Er verfaßte das *Book of Mormon*, das *American Testament of our Lord and Saviour Jesus Christ*, unter göttlicher Inspiration; die Offenbarung setzt sich fort in Erwartung der Weltherrschaft Jesu auf amerikanischem Boden – *to establish Zion on his land of America*. Rätselhaft ist weniger, daß andere an seine Offenbarung glaubten, als daß er selbst an sie glaubte. Der Tempel wurde im Laufe von 40 Jahren errichtet für persönliche Besuche und Hochzeiten. Für den sonntäglichen Gottesdienst gibt es die Assembly Hall. Die Säulen bestehen aus imitiertem Marmor, die Kirchenbänke aus bemaletem Pinienholz, das aussieht wie kostbares Eichenholz. Als Tabernakel dient ein Kuppelbau mit schneckenförmigen Aufgängen. Man sieht Bilderzyklen aus dem Alten und dem Neuen Testament, Kitsch des 19. Jh.'s, weit unter dem Niveau der Nazarener. Ist künst-

lerische Ausgestaltung nicht auch ein Prüfstein für den Gehalt der Religion? Freundliche junge Frauen führen die Besucher umher, sie kommen aus Illinois, Ghana, auch aus Frankfurt. Auf ihren Gesichtern glänzt eine Gottseligkeit, die etwas Dümmlisches hat, verzögerte Reife der Niemalsklugen im Gegensatz zur verfrühten Reife der Altklugen.

Den Hintergrund bilden heroische Gründergeschichten. Aus dem Osten trafen Tracks ein, die auf der Ebene des Sees im Schatten der Berge hältmachten. Die erste Ernte wurde vernichtet von Grillenschwärmern, die Rettung kam von Seemöwen, die alle Grillen vertilgten. Daran erinnert ein Möwendenkmal auf dem Square. Hinzukam die Zähigkeit der Gründer, die als Kirchenoberhaupt und Gouverneur in einer Person auftraten. Die biedermeierlichen Häuser gehen zurück bis auf die polygamischen Anfänge, der christliche Harem wurde allmählich aufgelöst. Er fand seine anfängliche Erklärung darin, daß jede Frau eigentlich die Braut des Herrn sei, so daß die göttliche Polygamie nur auf die Erde herabgeholt werde. In einer Schrift über die Mormonen ist ein Preislied von Mark Twain abgedruckt (wohl kaum ernst gemeint, doch ernst genommen): *The man that marries one of them has done an act of Christian charity, and the man that marries sixty of them has done a deed of open-handed generosity that the nation should stand uncovered in his presence and worship in silence* („Wer eine von ihnen heiratet, tut einen Akt christlicher Liebe, und wer sechzig von ihnen heiratet, hat einen Akt offenherziger Großmut vollbracht, so daß die Nation unbedeckten Hauptes vor ihm stehen und ihn schweigend verehren sollte“).

Aus der jüngeren Geschichte stammt unser Second Revised Hotel Utah, dessen äußerster Prunk zur Welt von Henry James gehört. Eine solche Kombination von Religion, Nation und Wohlstand gibt es vielleicht nur in den USA. Gründerstolz ist Stolz auf Selbstgemachtes. Die Hügel hinauf stehen zweistöckige Landhäuser mit uneingezäunten Gärten. Eine wohlgeordnete Welt, gibt es auch ein ‘Anderswo des Lebens’? Innerhalb unseres Tagungshotels atmet man nur künstliche Luft. Es gibt aggressiven schwarzen Kaffee, stark gewürzte asiatische Angebote, süßes Brot. Ich befinde mich in einem Zustand anhaltender Ermüdung, kämpfe mit einer abklingenden Gürtelrose. In der Straßenbuchhandlung findet man Gespräche mit Geistern, Gralskunde, nahezu keine Philosophie, dafür viel Schrifttum der Mormonen.

Die SPEP-Tagung, die vom 20. bis 22. Oktober andauert, scheint eine rein akademische Angelegenheit, in den Ortszeitungen wird sie nicht erwähnt. Die Teilnehmer kommen von Universitäten, nicht aus Städten, eine quasi-mönchische Welt. Angeboten wird alles, was mit europäischer Philosophie zu tun hat oder mit neuen Problemlagen wie Ökologie, Feminismus, Genozid etc. Vieles ist un ausgegoren. Die polnische Präsidentin der World Phenomenology fragt mich, warum ich nicht zu ihren Tagungen komme; sie ahnt, warum ich diesen lebensphilosophischen Großunternehmen aus dem Wege gehe.

Aber es gibt auch anderes, so etwa eine ergiebige Scholar-Session mit David Carr zur Narrativität. Robert Bernasconi liefert einen Beitrag zur Politik zwischen Sartre und Merleau-Ponty, fein nuanciert, allerdings sehr fixiert auf das Unerträgliche als einem politischen Nullpunkt, im Gegensatz zur indirekten Politik bei Merleau-Ponty. David Wood wendet die Dekonstruktion auf die Natur an, wie weit geht das? John Sallis bietet mit seiner ‚Chorologie‘ einen heidegerisch räunenden Platon. Anthony Steinbock geht mit dem Thema des Vertrauens den affektiven Fremdbezügen auf der Spur. Er erzählt mir, daß er einst in Bochum, als er noch sehr in den Anfängen steckte, nach einem einzigen intensiven Gespräch mit mir zu seinem Entwurf gefunden habe, nämlich zur Verbindung von Heimwelt und Fremdwelt mit Normalität und Anomalität. Mit einem Rechtsanwalt unterhalte ich mich über Normalität und Anomalität in Recht und Klinik, ausgehend von Musils Behandlung des Falles Moosbrugger. Hervorragend schließlich Angela Davis, eine alte Schülerin von Herbert Marcuse; selbstbewußt und engagiert spricht sie zu Todesstrafe, Sklaverei und Gefängniswesen. Ich selbst versuche, die Macht der Ereignisse zu erkunden in dem, was uns individuell und gemeinsam widerfährt, zum Beispiel bei Ausbruch eines Krieges. Anthony Steinbock und Ed Casey laden danach zu einer intensiven zweistündigen Aussprache, wie man es sich wünscht.

Es kommt zu verschiedenen Gesprächen am Rande. Bernard Flynn und seine Freunde erzählen vom Tod von Alice Gurwitsch, die in ihren letzten drei Jahren ihr reiches Leben ausklingen ließ. Sie gehörte für mich sehr zur Szenerie der amerikanischen Phänomenologie. Richard Kearney aus Boston berichtet von Gesprächen mit Paul Ricoeur kurz vor dessen Tod. Dieser empfahl ihm offenbar meine Phänomenologie des Fremden, zu der er sich mir gegenüber nie schriftlich oder mündlich geäußert hat. Offenbar stand die Familiengeschichte unmittelbaren Freundschaftsgesten im Wege. Kearney erzählt von sich selbst, wie Ricoeur nach der Verteidigung seiner Thèse wortlos verschwand, und Derrida wußte ähnliches zu erzählen. Erst in einem langen Gespräch, das Derrida kurz vor seinem Tod mit Ricoeur in einem Café führte wie eine Art Lebensbeichte und von dem er in den *Cahiers de l’Herne* berichtet, schien bei diesem das Eis gebrochen. Dies macht mir die unausgesprochene Sprachlosigkeit in meinem Verhältnis zu Ricoeur verständlicher, nach wiederholter Enttäuschung. Offenbar war sein Verhältnis zu den Söhnen ähnlich gehemmt, nur mit der Frau, die ich selbst einmal mit ihm zusammen in Berlin traf, war es anders, doch dies steht in keiner Biographie. Allem Anschein nach hatte er eine stark ethische Einstellung zum Anderen, auf dem Untergrund von Eisschollen, die kein guter Wille zum Schmelzen bringen konnte. Manchmal genügt es zu ahnen, daß es Verschwiegenes gibt.

12. BOSTON: Vortrag und Seminar im Boston College

Februar 2009

11.2.09 — Flug von Amsterdam nach Boston, in der Stadt noch große Schneeballen, der Charles River zugefroren. Mein Holiday Inn steht in der unendlich langen Beacon Street, in einem diskret- britischen Wohnmilieu, Backsteinhäuser im Cottage-Stil, Vorgärten mit Gartenfiguren. Auf der Straße kommt eine Frau mit Hund vorbei und grüßt mich, als wäre ich einer der Hiesigen. Es gibt Kirchen jeder Sorte von der Spiritualist Church über eine Swedenborg Church bis zur Scientologist Church, dazu eine Synagoge mit mächtiger Kuppel. Wohlstand im Himmel wie auf Erden.

12.2.09 — Mittags halte ich im Boston College mein Seminar über die Phänomenologie der Aufmerksamkeit, eifrige Nachfragen, einiges fällt aus dem Rahmen. Tonangebend sind Richard Kearney und Jeffrey Bloechl, promoviert in Leuven. Wir schmieden Pläne für einen Band mit Beiträgen zur Hospitalität.

Den Nachmittag verbringe ich im Regierungsviertel, im Bereich des Boston Common und des Hauses des Staates Massachusetts. Ungebrochener National- sinn und eigenständige Tradition lassen sich nicht so leicht abschütteln wie eine mehr oder weniger verordnete Tradition. In den USA ist es die Revolution, die erhaltenswert ist. An den Wänden hängen Ölgemälde von Gouverneuren und Generälen aus dem 18. Jh., dazu Fahnen und Kriegstrophäen. Um den Staatssitz zieht sich ein Wohnviertel mit diskretem Wohlstand. Holzscheite werden gebündelt für die Kaminheizung. Aus dem Westen dringt eisiger Wind, auf dem Fluß und im Park sind Schlittschuhläufer unterwegs. Lange Straßenzüge verwandeln *Stadtviertel* in *Stadtlinien*. Hier verkehrt die älteste Straßenbahn der USA, teils über-, teils unterirdisch, die Wagen aus gediegenem Holz.

13.2.09 — Ich verbringe einen Tag im Boston College, einer jesuitischen Gründung, die für konfessionellen Ausgleich sorgte. Am Mittagstisch sitze ich zusammen mit einigen Doktoranden, die zu recht gelobt werden. Von 100 Bewerbungen kommen nur acht zum Zuge auf Grund dreier Gutachten und eines Projekts. Ich halte einen Vortrag über „Strangeness, Hospitality and Enmity“. In der Diskussion werden viele Fragen aufgerührt, darunter die nach einer „hermeneutischen Illusion“ oder der Unmöglichkeit einer „rein inklusiven Gesellschaft“. Ich begegne William Richardson, einem Jesuiten, der noch bei Alphonse de Waelhens in Leuven studierte und ein großer Kenner von Heidegger ist. Im Departement herrscht eine gute Zusammenarbeit.

14.2.09 — Freier Tag, beim Verlassen des Hotels stolpere ich empfindlich über eine unebene Steinplatte – Blutspuren als Tribut eines Vielreisenden, den ich fast schon erwartet hatte. In einer Synagoge beginnt gerade der Sabbat-Gottesdienst. Ich werde freundlich hereingebeten. Eine Vorsängerin stimmt das wiederholte

,Adonai' an. Gebetsbücher werden verteilt mit vielen Psalmen, rechts auf hebräisch, links auf englisch. Die Männer tragen weiße Umhänge, auch Gebetsriemen, Beter bewegen sich vor und zurück in rhythmischen Schaukelbewegungen. Diese Art von Gebetsmusik ist stärker auf den Text konzentriert als die übliche Chormusik, bei der das Musikalische stärker zum Zuge kommt.

In der Beals Street stoße ich auf das Geburtshaus von John F. Kennedy, ein einfaches Holzhaus mit Porch und kleinem Hintergarten, mittelständig wie die ganze Straße. Im Museum for Fine Arts entdecke ich unter den europäischen Kostbarkeiten den dänischen (fälschlich als norwegisch vorgestellten) Maler Hammershøi: eine Frau im Zimmer in Rückenansicht, Lichtmuster des Fensters wie ein Bodenteppich, schönstes dänisches Holland. Ferner stoße ich auf den Präraffaeliten Rosetti mit einem gemalten, von Verdi vertonten Boccaccio-Vers: *Bocca baciata non perde ventura, anzi rinnova come fa la luna* („Der geküßte Mund verliert nicht sein Glück, vielmehr erneuert er sich, wie der Mond es tut“). Hinzu kommen Porträts von Bostoner Bürgern aus dem 18. Jh., die wie europäische Granden dreinschauen, und Hoppers *Room in Brooklyn*, auch hier eine Rückansicht, die auf einen Ausblick, nicht auf einen Anblick angelegt ist.

Den Fluß hinüber geht es nach Cambridge, zunächst das MIT und einige Minuten weiter Harvard als kleine Universitätsstadt. Manche der Studenten tragen schwarze Anzüge, andere lagern leger auf dem Boden. Ich sehe viele Skripts, kaum Bücher. Die Eingangspforte trägt eine Aufschrift in anspruchsvollem Latein:

Felices ter amplius quos irrupta tenet copula, nec, malis divulsus querimoniis, suprema citius solvet amor die. – Dreimal glücklich und überglücklich jene, die von einem unzerreißenbarem Band zusammengehalten werden, unbekülligt von übeln Streitigkeiten, bis Amor sie am letzten Tag trennt.

Im nahen Café sitzt ein Mann mit Kapuze, der mit sich selbst Schach spielt. Eine Studentin schreibt Liebesgrüße nieder, Post vom Valentinstag.

Auf der Rückfahrt kommt mir manches in den Sinn. Alles wirkt in Boston auf selbstverständliche Art wohlhabend. Man sieht nur wenige Bettler, die sehr höflich um *change* bitten. Doch Boston ist ebenso wie New York nur ein Teil der USA, und selbst hier wäre sicher noch einiges andere zu entdecken. Eine Ortszeitung aus Brookline enthält zwei Seiten russischer Anzeigen, vielfach von emigrierten Juden, daneben bieten *support groups* Hilfe an für Adoptiveltern, Krebskranke, Alleingelassene oder Neuankömmlinge – ein beachtlicher Hilfstrieb. Was die Religion angeht, so stehen oft drei Kirchen oder Gebetshäuser eng beieinander. Die Mitgliedschaft beruht weit mehr auf Gewohnheit als auf Entscheidung. Doch Gewohnheiten sind mehr als bloße Gewohnheiten, weil man wählt, welcher Gemeinde man sich anschließt. Religion hat einen stark sozialen Einschlag. Im TV tauchen allerdings auch fürchterliche Fundamentalisten auf.

13. Gastprofessur in STONY BROOK: Vorträge in MONTREAL, CARBONDALE

Okt./Nov. 2010

17.10.10 — Ankunft gegen Mitternacht in Stony Brooks in einer kleinen Seitenstraße, die im Gebüsch endet. Ich bewohne die eine Hälfte eines Waldhauses, das sich zwischen Ahornbäumen und Büschen hinter einem zerfallenen Drahtzaun versteckt. Es ist das Zweithaus eines Kollegen und zeigt Spuren eines Chinesen, der zwei Jahre hier hauste. Erste Geräusche, die ich vernehme, sind das Surren des Kühlschranks und Vogelgetrippel auf dem Dach, und morgens das langanhaltende Hupen der Lastwagen. Das Holzhaus ist in mattem Weiß gehalten, an der Hauswand ein Ruderboot, keine Klingel, man klopft an. Auf den Nachbargrundstücken sieht man abendliche Lichtaquarien in den Fenstern, Erntedankfrüchte an den Toren und Schaukeln in den Bäumen. Innen ist mein Haus eine Mischung aus Jagdhütte und Bücherstube, vielleicht Thoreaus „Walden“ nicht ganz unähnlich. Es sieht so aus, als hätten Landnahme und Hausanlage erst unlängst stattgefunden und könnten jederzeit wieder rückgängig gemacht werden. Nichts von einem *monumentum aere perennius*, von einem zeitüberdauernden Denkmal. Der Kollege, dem das Haus gehört, wohnt inzwischen in Manhattan. Die Redensart ‚Grund und Boden‘ gerät ins Schwanken. Der Besitz hat sich vom Eigentum gelöst, mehr Wohnwagen als Wohnsitz, Migration diesseits von Immigration und Emigration.

18.10.10 — Mein erster Besuch auf dem Campus führt in die Harriman Hall, einen Backsteinbau mit langen Gängen und den üblichen offenen Türen. Selbstbewußte Sekretärinnen empfangen mich, die Professoren heißen kurz Bob, Ed oder Don. So wie die Amtsräume keine Vorzimmer haben, so haben die Beziehungen keine Vorstufen. Mit ‚you‘ und dem Vornamen fällt man mit der Tür ins Haus. Da alle Türen offen stehen, kann man leicht aufdringlich werden. Dies hat etwas Geheimnisloses, das Kennenlernen ist abgekürzt. Ich teile mein Office mit Ed, drinnen Regale mit reichem Buchbestand aus den Human- und Sozialwissenschaften, viel Psychoanalyse, und eigene Bilder stehen herum, hingetupfte, ausgebleichte Farben, ein wenig im Stil von Twombly. Zum Begrüßungsdinner treffen wir uns in einem Restaurant nahe dem Lincoln Center. In einem Hauseingang gleich gegenüber wurde John Lemmon ermordet. Bei der Hinfahrt durch die Queens passiert man eine durcheinander gewürfelte Stadtlandschaft mit Kleiderfabriken, Lagerhäusern, Wohnsilos, Müllhalden. Konstruktionen vollziehen sich als Dekonstruktionen, für Dekonstruktivismus ist kein sonderlicher Bedarf, sollte man meinen.

19.-20.10. — Mein erstes Seminar geht über die „Question of the Other“. Drei volle Stunden widme ich dem Werdegang der responsiven Phänomenologie, 20

Doktoranden, aufgeweckter und aufgeschlossener als 1989. Ich benutze das gleichlautende Buch aus Hongkong als Lesegrundlage.

21.10.10 — Computertag, mühsame Kontaktsuche mit Passwort und ID. Die Bibliothek ist groß wie eine Bücherhalle, an ausländischen Zeitungen *Le Monde*, *El País*, *Iwestija* und die *Zeit*.

22.10.10 — Ich fahre hinein nach New York, eine ernst blickende Frau neben mir liest in einem hebräischen Buch. Viele asiatische Gesichter tauchen auf, Immigranten, deren Spuren sich schnell mit denen der Einheimischen vermischen. Verwerfungen, die es in dieser Gesellschaft natürlich auch gibt, treten nicht an die Oberfläche. Ich beziehe für das Wochenende das Appartement von Ed im 20. Stockwerk am Rande des Central Parks. Ganz Harlem breitet sich vor meinem Fenster aus, am Horizont der East River als schmales Glitzerband, abends die Fluglichter von La Guardia.

Abends besuche ich das neu eingerichtete Museum of Modern Art, eine förmlich explodierende Moderne: Matisses farblich versetzte Bildräume der 20er, Malewitschs Grenzgänge, Mondrians Manhattan-Musical *Boogie-Woogie*, verrauchte Gestalten in einem Café von Otto Dix, Picassos *Démoiselles*, die so selbstverständlich dreinblicken wie auf kontinentalen Altarbildern.

23.10.10 — Am Samstag ziehe ich hinunter nach Harlem. Auf einem Seitenweg, der von Schwarz und Weiß gleichermaßen benutzt wird, gelange ich in den Morningside Park. Die Benutzer der weitläufigen Hundewiese kommen durchweg von der Höhe des Upper West Side. Der Blick wird beherrscht von der anglikanischen Kathedrale. Drinnen dominiert, weit ins Mittelalter ausschweifend, der englische Historismus mit Bischofsgräbern und katholischen Resten. Jüngsten Datums ist eine Speisetafel, auf der Speiseteller und Hände hin und herwandern, zum Anfassen ermunternd, ein virtuelles Abendmahl, verfertigt von einem englischen Künstler.

Ich ziehe weiter zur 125th Street, wo sich das Leben abspielt wie auf einer permanenten Bühne. Völlig unbehelligt sitze ich auf einer schwarzen Marmorbank, Musik strömt von überall her. Umgeben bin ich von Ballonmützen, Rastalocken, rauchigen Stimmen, tiefen Altstimmen, man spricht, geht und atmet anders. Dazu eine Unmenge von Wäschereien, von 99c-Läden, *We accept food stamps*. Ferner Kirchen und Gemeindesaile ohne Zahl: Adventisten, Ephesian und Corinthian Church, dazwischen Amtshilfe für Afrika. In der Lennox Avenue finde ich im Schaukasten einer Atlas World Missionary Church eine schaurige Anzeige, die für sich selbst spricht:

*The Blood of Jesus against Obama. History made 4 November 2008
a Taliban Muslim illegally elected President of USA: Hussein.*

Auch Stupidität und Gemeinheit stehen unter dem Schutz der Meinungsfreiheit. Nimmt man die Wirkung der Worte weniger ernst als die Freiheit, sie zu äußern? Wer achtet auf diese Hetzschrift?

Abends passiere ich den Central Park, an dessen Südrand sich die Stadtkulis se auftut wie eine Riesenleinwand. Das Guggenheim Museum zeigt eine Ausstellung „Chaos and Classicism“ mit interessanten Exponaten der Malerei der Zwischenkriegszeit aus Frankreich, Deutschland und Italien. Doch die Konzeption erscheint ganz und gar fragwürdig. Man macht den Versuch, heterogene Trends unter einen Einheitstitel zu zwängen.

- 1. Klassizismus, doch sind Francesca, Masaccio, Giotto klassisch? 2. Jeder Rückgriff auf Antikes wird als Zurückweichen vor dem Chaos gedeutet. 3. Die Bildgehalte rücken in den Vordergrund. 4. Politisches wird von außen angefügt, wenn zum etwa Georg Schrimpf als rechts etikettiert wird. 5. Diese Retro-Teleologie sucht im Faschismus und Nazismus ihre imaginären Fluchtpunkte.

So entsteht ein stilistisches Kunterbunt, in dem Braque, Le Corbusier, neue Sachlichkeit, Balthussche Straßenszenen, Morandis Stilleben und Munchs Ausdrucksgestalten verschmelzen. Kunsthistoriker der 20er Jahre liefern den Kompaß, im Katalog kein deutscher Kunsthistoriker aus den Jahren nach 1933. Ein unglaublicher Dilettantismus auf Seiten des Großkurators.

24.10.10 — Heute am Sonntag laufe ich nochmals nach Harlem, diesmal hinauf bis zur 148th Street, zum Lennox Term. Am Rande des Harlem River stehen ansehnliche Harlem River Homes, daneben eine Security Station mit Stacheldraht auf den Mauern. Von da aus führt eine Brücke hinüber in die Bronx. Inzwischen zieht es vermehrt weiße Bewohner nach Harlem, Klagen über Gentrifizierung werden laut. Ein ‚Revolutionär‘ hat eine Schautafel aufgestellt, auf der Übergriffe der Polizei dokumentiert werden. Berichtet wird von Schwarzen, die vielfach im jugendlichen Alter verdächtigt, untersucht, malträtiert werden, vor allem um den Nicholas Park herum, obwohl doch viele Polizisten selbst Schwarze oder Latinos sind. Auf den Straßen sonntäglich gekleidete Bürger mit Krawatte, Anstandstuch und herausgeputzten Kindern, ein unglaubliches Nebeneinander. Dazu sonntägliches Religionsfieber; vor der Canaan Baptist Church wartet eine Schlange von Besuchern.

Im Wall Street-District ist Ground Zero inzwischen ein Wallfahrtsort mit Devotionalien und einer St. Paul-Kapelle. Man erinnert an die Unglückswochen und die Rettungsaktionen, alles sehr bunt, vermischt mit kindlichen Schriften und Bildern. Daneben vollzieht sich ein unaufhaltsamer Wiederaufbau, auch am Sonntag. Amerika hat etwas Unverwüstliches. Die kollektive Vergangenheitsbewältigung fällt stärker ins Auge als die individuelle Trauer. Im Ersatzverkehr nach Stony Brook erzählt mein Busnachbar von Verwandten in Je-richo, die gerade zweimal im Jahr nach Manhattan fahren.

27.10.10 — Mein zweites Seminar handelt von der Stellvertretung: „In the Place of the Other“, vier Stunden, in denen vieles von diesem eigentümlichen sozialen Geflecht zur Sprache kommt. Am folgenden Tag folgt meine öffentliche Vorlesung im Departement. Die Diskussion kreist um Trust und Response und feine Unterschiede zwischen *accountability*, *vulnerability* und *reciprocity*. Sie setzt sich fort beim Dinner mit Ed, mit dem Chairman, mit Lorenzo Simpson als jazzkundigem Saxophonisten, und einer Frau, die ihre Dissertation über Natalität geschrieben hat.

29.10.10 — Ich radle zum Leuchtturm an der Spitze der Halbinsel. Die Küste ist abgezäunt, ein Pfad führt zum „Restricted Beach, reserved for Residents“, weißer Kieselstrand, Fortsetzung des reichen Anwesens bis ans Meer. Belle Terre auch hier, riesige Landhäuser, teils umgeben von Schloßsparks. Es gibt Autostraßen, keine Fußwege. Mir begegnet ein Jogger mit nacktem Oberkörper, sonst nur Schulbusse und Privatautos. Häuser stehen zum Verkauf an, das Wort ‚Wohlstand‘ gewinnt hier einen eigenen Klang. Schwarze Gärtner harken Wege und beschneiden Hecken. In der Grundstückaufteilung manifestiert sich purer Kapitalismus: Landnahme als perfekte Landwegnahme unter Ausschluß der Öffentlichkeit. Man muß sich die Abende hier vorstellen, Einladungen, wen lädt man ein? Wahlschilder stecken im Boden für die Wahl am 2. November. Angeblich gehen (oder fahren) weniger als 50% zur Wahl. Die Demokratie teilt sich auf in Partizipanten und Nichtpartizipanten, wie zunehmend auch in Deutschland. Doch der wunderbare Spätsommer kümmert sich nicht um Politik.

30.10.10 — Ich laufe die 6. und 7. Avenue hinunter in das Kleiderviertel von Chelsea. Morgen ist Halloween, die Stadt voll maskierter Gestalten, darunter Gespensterfratzen und Castro mit Zigarette, später Karneval in herbstlicher To-desnähe: Allerseelen als Allergeisterfest. In der Seventh Avenue hat mein portugiesischer Weinhändler aufgehört, doch der Nachfolger erinnern sich an ihn, und bei meinem Friseur gegenüber kostet der normale Haarschnitt immer noch 20\$, ein erstaunlich stabiler Alltag in dieser mobilen Weltstadt. Auf dem Washington Square ist Halloween-Markt mit biologischem Angebot, Riesenrädern, seltenen Pilzen, reicher Auswahl von Kartoffeln.

An der New School endet gerade ein Kolloquium mit Claude Lefort, auf dem Podium sitzen Politologen und Soziologen. Die Fragen kreisen um Macht, Revolution, Repräsentanz, interessant, aber recht insiderhaft. Die Leitung hat Dick Howard, ein alter Linker, der eben ein Buch über das Wesen des Politischen veröffentlicht hat. Anwesend ist auch Andrew Arato, früherer Herausgeber der links ausgerichteten Zeitschrift *Telos*. Alle gehören zu den 15% Liberalen, die es laut NYT in den USA gibt. Die Weihnachtsbeilage enthält Artikel über Liberalismus und Konservativismus. Letzterem sollen etwa 70% der reichen Tea Party zuneigen, die Parolen ausgibt wie: *Neither a borrower nor a lender be – Mind your own business – self-government – supply-side economics – tax cuts durch economic growth*

wettkommen. Jede elementare Solidarität wird ausgetrieben. Warum den Staat einschalten? Für Wohlhabende gilt: Man zahlt nur drauf. Gesamtgesellschaftlich bedeutet dies einen Primitivismus. Die Elite, nicht nur die der Ivy League, der Kunstwelt, sondern auch die der Ökonomie, steht angeblich auf Seiten der Demokraten. Was bedeutet die Flagge, die an vielen Privathäusern zu sehen ist, politische Folklore, Markenzeichen? Die USA scheint eine sehr gespaltene Gesellschaft, mit der Mittelklasse als *juste milieu*.

Ich komme abends um 10h nach Stony Brook zurück. Mein Heimweg führt durch ein Wäldchen über ein Sportgelände. Aus den Bäumen tauchen anheimelnde Lichter auf, die Fenster ohne Vorhänge, man ist in der Natur unter sich, *self-government* auch im Alltag. Doch wie der 11. September gezeigt hat, gibt es auch Ausbrüche von Solidarität und alltägliche Hilfsbereitschaft. Überall stehen Spendenbüchsen herum. Für die meisten wirklich Bedürftigen ist so etwas sicher nicht mehr als ‚Glückssache‘, doch die Tyche ist nicht zu verachten, auch sie gehört zum Menschlichen.

2.11.10 — Ein Seminar mit Ed in der 28th Street East nahe der Park Avenue. Ich improvisiere ein Referat über Merleau-Ponty und die Malerei, vor sehr eingeweihten Hörern. Kern der Aussprache ist das „Paradox des Ausdrucks“ im Sinne von Merleau-Ponty: „Reden und Schreiben bedeutet, eine Erfahrung *zu übersetzen*, die doch erst zum Text wird durch das Wort, das sie selbst wachruft.“ Eben dies gilt auch für die Bildwerdung.

3.-6.11.10 — Wir fahren nach MONTREAL zu einer SPEP-Tagung im Marriott-Hotel, wieder dieses Riesenunternehmen. Ich bin zusammen mit Dan Zahavi in eine Sektion zum Thema des Anderen eingeteilt und komme nochmals auf die Stellvertretung zu sprechen. Am meisten Schwierigkeiten macht der Kerngedanke einer originären Stellvertretung: „Ich bin dort, wo der Andere schon ist.“ Weiterführend im Hinblick auf die Lebenswissenschaften ist ein Beitrag von Thompson, dem Koautor von *The Embodied Mind*. Sonst war die Tagung nicht sehr aufregend.

7.11.10 — Aurel ist zu Besuch, ich nehme ihn mit nach Harlem in die Mother Ame Zion Church. Wieder diese elementare Inszenierungskunst: Händel-Stimmen, weißgekleidete Rocksängerinnen, die beschwörende Stimme des Predigers: *He gives, he gives, he will never take... Amen, Amen*. Im Central Park endet gerade der traditionelle Marathonlauf. Aurel ist überglücklich, als er an der Met Karten bekommt für *Così fan tutte* und *Don Pasquale*. Ein New York in Essenz.

9.11.10 — In der alten Hafengegend von Chelsea ist neuerdings eine High-Line, eine Art Besuchersteg angelegt. Man blickt in das erleuchtete Fenster eines Versteigerungshauses, sieht die Gesten des Auktionators, der den Hammer schwingt, wie in einem veritablen Stummfilm. Aurel macht spontane Straßenbekanntschaften mit hilfsbereiten Schwarzen.

10.-11.11.10 — Letzte Seminare über Gewalt, Stimme und Hospitalität und freundlicher Abschied in Stony Brook. Von den ausgestreuten Ideen mag wohl einiges haften bleiben. Mit Aurel letzte Plauderstunde in der Dachstube meines Waldhauses, er kehrt begeistert nach München zurück.

12.11.10 — Nochmals findet in der 28th Street eine vierstündige Sitzung statt zur „Responsiven Ethik“. Danach gehen wir nebenan in einen Jazzclub zu Cyrus Chestnut, einem vibrierenden, alerten Jazzpianisten, der Melodien aus Gospels mit sanften Debussy-Klängen mischt. Ich verbringe zwei Stunden gespannt lauschend bei einem Gin Tonic mit ausgesprochenen Kennern, ein musisches Amerika! Ich lerne dabei David Levin näher kennen, ein gesammeltes, humorvolles Gesicht mit einem Backenbart wie aus *Vom Winde verweht*. Seine Mutter stammt aus Berlin, sein Vater aus St. Petersburg, er selbst von der Upper West Side. In Erinnerung an seine Mutter nahm er den Doppelnamen Kleinberg-Levin an. Emigrantenschicksale!

14.11.10 — Letzte Radtour auf Long Island nach Old Field, einem Leuchtturm von 1868. Man sollte die Geschichte mehr synchron als diachron lesen. Was geschah zu dieser Zeit in Preußen! Am Strand Kiesel, vom Wasser glatt geschliffen wie Diamanten. Mittagsruhe auf Schilfboden.

15.11.10 — Abreise zum Flughafen La Guardia mit einer Air-Limousine quer durch die Herbstwälder von Long Island. Der Fahrer entpuppt sich als Pakistani. Das Telefongespräch mit Kollegen, das ich mitbekomme, besteht aus purer Techno-Terminologie, einem basalen Englisch. Er lebt seit mehr als 30 Jahren in den USA, hat Schwierigkeiten sich in seinem Herkunftsland zu verständigen, so sehr hat sich die Sprache dort gewandelt. *They are so aggressive now.*

Die hiesige Sozialstruktur ist topologisch schwer zu erfassen. Mein Eindruck ist der eines Netzes von Lokalitäten bei geringer Anbindung an das jeweilige Hier; so gibt es weder Städte noch Dörfer im alteuropäischen Sinn. Gestern am Strand begegneten mir viele Einzelgänger, aber kaum Familienausflügler. Die Kontexte sind austauschbarer, deshalb spielt der Wohnortwechsel eine weitaus geringere Rolle als bei uns. Ausnahmen sind solche wie David Levin, die ihre alteuropäischen Wurzeln hegen. Man ist *Member* einer Kirche, einer Schule, eines Klubs, mehr als *Inhabitant*. Friedhöfe, diese Orte kollektiven Gedächtnisses, sind über das Land verstreut oder liegen wenig sichtbar am Ortsrand. Diese Sozialität aus der Streudose fördert Mobilität und Flexibilität, die in Europa als postmoderne (oder postindustrielle) Errungenschaften gelten. Manhattan lebt von der Beweglichkeit einer Stadt, die wie auf Flugsand gebaut ist. Dazu paßt das unaufhörliche Telefonieren, das inzwischen auch Europa erreicht hat – als müsse man sich jeden Augenblick dessen vergewissern, daß man noch hier und der Andere dort ist. Ed fragt mich, was ich denn mit dem *elsewhere* meine – nicht hier, aber auch nicht dort? Wenn Fremdheit auftaucht, begnügt man sich gern mit Levinas als einem Spezialisten für den Anderen. Kafkas Fremdheit

scheint auf einem anderen Stern angesiedelt. Immer wieder mischt sich in die Diskussion ein ‚Wir‘ ein, das alles zu heilen verspricht. Orte wie Guantanamo sind dann wir-lose Höllenorte. „Wir, das amerikanische Volk“, doch gibt es nicht auch das andere Amerika oder andere Amerikas?

15.11.10 — Ich fliege von La Guardia nach St. Louis, Anthony Steinbock holt mich am Flughafen ab. Wir fahren zwei Stunden nach CARBONDALE, einem Städtchen mit 50.000 Einwohnern, darunter 2500 Studenten. Man lebt auf dem Lande, nach St. Louis, der nächstgelegenen Großstadt, gibt es keine öffentlichen Verkehrsmittel. Die hiesige South-Illinois-Zeitung hat das Format eines Heimatblatts. Gleichwohl hat die Universität internationales Niveau. In den 60er Jahren war dies eine Rebellen-Universität, es kam zu Entlassungen.

16.11.10 — Mein Besuch beginnt mit einer Morgensitzung in dem von Anthony Steinbock gegründeten Phenomenology Research Center. In einem engagierten Kreis von Doktoranden und Assistenten sprechen wir uns aus über responsive Ethik und deren Grundlagen. Nachmittags folgt, wie schon in Stony Brook, eine Vorlesung „In Place of the Other“. Wir tagen in einem Heritage-Saal, dessen altes Mobiliar bis auf Abraham Lincoln zurückgeht. Man merkt dem Forschungskreis seine Inspirationsquelle an. Anthonys Sohn präsentiert stolz seine elektrische Gitarre, seine Frau ist auch da, alte Bochumer Spuren. Ein Doktorand fährt mich am nächsten Tag zurück nach St. Louis, aus der Ferne winkt der große Stadtogen. Wir landen im Münchener Morgen Nebel.

14. OTTAWA: Ethnologische Tagung

31.10.-3.11.2013

An der Carleton University findet eine Tagung statt zu „Anthropology and Otherness“, zur Fremdheit unter interkulturellen Gesichtspunkten. Mein Beitrag behandelt Fremdheit innerhalb und außerhalb der eigenen Kultur: „Otherness at home and abroad“. Initiiert wurde die Tagung durch Bernhard Leistle, einen Ethnologen aus dem bayrischen Penzberg, mit Forschungsaufenthalten in Marokko, Kenntnissen im Arabischen und einer Frau aus Dortmund.

Die Vorträge haben einen stark theoretischen Einschlag, verbunden mit Spezialkenntnissen, teilweise mit einer phänomenologischen Note. Eine Dozentin aus Somalia arbeitet über Filme und kennt sich auch im Russischen aus. Ein Magister kommt aus Abidjan mit Studien von Platon bis zu Husserl und eigener Gedanken-Poesie. Eine Ethnologin spricht Bengali und bringt damit den indischen Kellner in Verlegenheit. Das Albert Hanse Inn, in dem ich wohne, wurde 1875 erbaut, ein Privathaus mit viktorianischer Ausstattung, gestreiften Tapeten, Büchern und Bildern.

Tierwelt: ich höre von Bären, die in der Küche auftauchen, einem Turmfalcken, der die Spatzen bis in die Küche hinein verfolgt, Stinktieren in den Straßen, ich sehe Wildgänse am Himmel.

Die NYT bringt lange Berichte über die Abhörtechnik des *eavesdropping*, das schon in der aristotelischen *Politik* als kommunikative Stütze der Tyrannis auftaucht. So kommt es zu hysterisch aufgeheizten Frontwechseln. Im ‚bodenständigen‘ Amerika findet man daran offenbar nichts auszusetzen. *We, the American People*, so beginnt bekanntlich der Text der Verfassung. Was verbindet liberale New Yorker mit Leuten von der Tea Party [und inzwischen mit Trump]? Im tiefen Westen soll es ein Museum of Creation geben mit einer fundamentalistischen Beschreibung der Weltentstehung. Nordamerika stellt uns vor Rätsel, die durch gemeinsame Halloween-Feiern lediglich überspielt werden.